Rampon.
Hist.
Mod.

Die Individualität der mittelalterlichen Geschichtschreiber

bis zum Ende des 11. Jahrhunderts.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt von

Franz Münnich
Oberlehrer
aus Dessau.

Halle a. S.
Heynemannsche Buchdruckerei (Gebr. Wolff).
1907.

31761 09428347 0

Referent:
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Lindner.**

Meinen Eltern

Karl Lamprecht hat in seiner deutschen Geschichte[1]) mit der bisher üblichen Einteilung des geschichtlichen Stoffes in Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Neueste Zeit gebrochen und an ihre Stelle eine neue gesetzt, die er für wissenschaftlicher und fruchtbringender hält. Er teilt den geschichtlichen Verlauf in folgende „Kulturzeitalter" ein: Animismus, Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus und Subjektivismus. In der dritten Auflage seines Werkes hat er noch „ein Zeitalter niedrigster Kultur, das man das phantastische nennen könnte", vorgeschoben. Lamprecht gibt den einzelnen Perioden diese Namen infolge der Anschauung, die er von dem Seelenleben der Einzelnen sowohl wie der Gesamtheit gewonnen hat, ist er doch der Überzeugung, daß jede Zeit von einem seelischen Gesamtzustande beherrscht sei und daß deren Inhalte sich in einem gesetzmäßigen Prozesse vom Zustande seelischer Gebundenheit bis zu einem solchen seelischer Freiheit entwickelt habe und weiter entwickele. Von diesen Zeitaltern würde nun das des Typismus und Konventionalismus etwa der Zeit vom siebenten Jahrhundert bis zum Beginn des Humanismus und der Reformation entsprechen, wo er dann das Zeitalter des Individualismus beginnen läßt. Schon die beiden Namen, die er diesen beiden „Kulturzeitaltern" gibt, drücken zur Genüge aus, wie er sich den Seelenzustand in ihnen denkt, und so stellt er denn auch ausdrücklich dem „mittelalterlich gebundenen" Seelenleben später ein „neuzeitlich freieres" gegenüber.

---

[1]) Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte (3. Auflage 1902 f.).

Doch seine Ansichten sind nicht ohne Widerspruch geblieben. Lamprecht schickt in der neuesten Auflage seiner Deutschen Geschichte selbst ein mehrere Seiten langes Verzeichnis aller der Schriften voraus, die sich mit seiner Methode beschäftigt haben und teilweise einzelne Punkte, teilweise das Ganze seines Systems angreifen. Auch Lindner hat sich in seiner Geschichtsphilosophie[1]) eingehender mit Lamprecht auseinandergesetzt, ohne dabei die Verdienste zu verkennen, die jener sich um eine tiefere Auffassung der Geschichte erworben hat. Er weist aber darauf hin, wie immer, wenn wir vergangene Zeiten betrachten, die einzelnen Personen mehr oder weniger zurücktreten, während uns die allgemeinen Ideen als das Bleibende weit deutlicher ins Auge fallen. Die oft recht karge Kunde von jenen Persönlichkeiten läßt sie uns meist nur als Männer von gleichem Schlage erscheinen, während sie doch in Wirklichkeit oft weit verschieden veranlagt waren. Wie könnte man die Deutschen Kaiser, ja auch die Päpste des Mittelalters alle unter die Rubrik des Typismus und Konventionalismus bringen, Männer, die sich oft so wenig gleichen wie Tag und Nacht? Während Lamprecht also in dem Individualismus ein charakteristisches Merkmal, den geistigen Diapason eines bestimmten Zeitalters sieht, sucht Lindner nachzuweisen, daß er eine durch die ganze geschichtliche Entwicklung durchgehende Eigenschaft ist, die in der deutschen Geschichte wohl teilweise unterdrückt wurde durch die übermächtige römisch-christliche Kultur, sich aber erhielt z. B. im politischen Leben.

Aber auch wenn man die mittelalterliche Literatur und Geschichtschreibung betrachtet, kann man den Lamprechtschen Ideen keineswegs beistimmen. Dieser behauptet allerdings, daß selbst die geistige Kultur der Stauferzeit nirgends „über eine etwas gelockerte Form des alten typischen Seelenlebens hinausgeführt“ habe. Noch werde ja nirgends die Individualität der geistigen Produktion betont, jeder wende,

[1]) Theodor Lindner, Geschichtsphilosophie. 2. Auflage 1904.

ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, „auf wissenschaftlichem Gebiete die äußerlichste kompilatorische Methode“ an.[1]) Weiter aber spricht Lamprecht dann diesen Schriftstellern, denen selbst noch jedes individuelle Seelenleben abgeht, natürlich auch die Fähigkeit ab, fremde Persönlichkeiten, große Charaktere erfassen und schildern zu können.[2]) Urteilt er so schon über die Geschichtschreiber des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, so gilt ihm dasselbe natürlich in noch höherem Grade von den Historikern der früheren Jahrhunderte, des Zeitalters des Typismus.[3]) Lindner dagegen weist, um nur ein Beispiel zu nennen, auf Thietmar von Merseburg hin, der viel von sich selbst spricht und dessen Chronik in ihrem letzten Teil einen fast memoirenartigen Charakter trägt.[4]) Auch andere Historiker haben des öfteren schon bei einzelnen Schriftstellern auf individuelle Züge hingewiesen[5]), sodaß sich die Frage erhebt, ob sich in Anbetracht des uns zu Gebote stehenden Quellenmaterials wirklich die Behauptung Lamprechts aufrecht erhalten

---

[1]) Lamprecht, a. a. O., III, 209 f.

[2]) Ebenda, S. 211.

[3]) Vgl. Lamprecht, Deutsches Geistesleben unter den Ottonen (in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII, 1 ff.) S. 17 f. „Dementsprechend schreibt Niemand einen individuellen Stil; auch in der lateinischen Literatur der Zeit ist der Begriff des Stils fast noch unbekannt. . . . . .“ „dieselbe Unfähigkeit, das tatsächlich Gegebene geistig scharf zu fassen und wiederzugeben, begegnet auch hier“. S. 18: „Noch geringer, wie der Sinn für das Äußere des Geschehens, war das Verständnis für das innere Gewebe fremder Charaktere entwickelt“.

[4]) Lindner, a. a. O., S. 198.

[5]) So schon Waitz in dem Aufsatz: Über die Entwicklung der deutschen Historiographie im Mittelalter (in Schmidts Zeitschrift für Geschichte, Bd. 2, S. 97 ff.). Vgl. ferner: H. Rückert, Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Überganges aus dem Heidentum in das Christentum, 2 Bde. 1853—54. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh., 1. Bd., 7. Aufl. 1904, 2. Bd., 6. Aufl. 1893—94. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. 3 Bde., 1874 ff. Vgl. auch den kürzlich erschienenen Vortrag Emil v. Ottenthals: Das Memoirenhafte in Geschichtsquellen des früheren Mittelalters. Wien 1905.

läßt. Sind die mittelalterlichen Geschichtschreiber bis an das Ende des elften Jahrhunderts wirklich so „seelisch gebunden", tragen ihre Schriften so wenige individuelle Züge, daß es uns unmöglich wäre, uns ein Bild von der Individualität der einzelnen Autoren zu machen?

Ich habe, um diese Frage beantworten zu können, im folgenden nach einem kurzen Wort über die Annalen die uns zu Gebote stehenden Quellen möglichst in zeitlicher Reihenfolge untersucht und danach gestrebt, in jeder das für uns wichtige Material klar herauszustellen. Bei einzelnen hat sich dieses dabei so verdichtet, daß eine Charakterisierung der Individualität des Verfassers versucht werden konnte. Die Bildung von gewissen Gruppen und eine Art von Schematismus hat sich bei der Behandlung nicht ganz vermeiden lassen. In einem kurzen zweiten Teile habe ich sodann die Resultate zusammengestellt und durch Vergleichung der einzelnen Geschichtschreiber eine Lösung der Frage herbeizuführen gesucht.

I.

1.

Lamprechts Ansicht scheint zunächst die kräftigste Stütze zu finden in einer Art der mittelalterlichen Geschichtschreibung, die allerdings den Charakter des Typischen ausgeprägt an sich trägt und bei der jede Spur individuellen Denkens und Schreibens zu fehlen scheint: ich meine die mittelalterliche Annalistik. Aus kleinen Anfängen, aus den römischen Konsulnlisten und den christlichen Ostertafeln, entwickelte sich dieser sonderbare Zweig der Geschichtschreibung mehr und mehr und gelangte schließlich in der karolingischen und nachkarolingischen Zeit zur höchsten Blüte, um dann im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den kunstvolleren Gattungen der Chroniken und Lebensbeschreibungen allmählich zu weichen. Über hundert solcher Annalen sind uns erhalten, und welches Glück, daß dem so ist, denn welchen ungeheuren Wert bilden sie für den, der die Geschichte des Mittelalters schreibt. Hatte man sich anfänglich mit kleinen Notizen, wie sie gerade auf dem Rande der Ostertafeln Platz fanden, begnügt, so wurden diese Bemerkungen bald zur Hauptsache, während man die Daten nur als chronologisches Schema beibehielt. Um so größeren Wert aber haben diese Aufzeichnungen zu den einzelnen Jahren, als sie meistens gleichzeitig eingetragen wurden. Immer deutlicher wird dabei das Bestreben, auf iese Weise das Geschehene der Nachwelt zu überliefern und ihr zugleich ein bestimmtes Urteil über die Vorgänge aufzudrängen.

Trotzdem tragen alle Annalen auffallend wenig individuelles Gepräge, nicht einmal über den Namen und die Persönlichkeit des Verfassers können wir aus ihnen etwas erfahren, von sonstigen individuellen Merkmalen ganz zu schweigen.[1]) Die Annalen führen jetzt zwar Namen, aber diese sind nicht ursprünglich und geben uns über ihre Verfasser keinen Aufschluß. „Ihre Namen teilen vielmehr das Schicksal unserer wissenschaftlichen Namengebung, Phantasie und Willkür sind bei der Benennung tätig gewesen.“ [2]) Man hat sie benannt nach den Orten, die im Mittelpunkt ihres Interesses zu stehen scheinen, oft auch viel äußerlicher nur nach dem Ort, an dem das Original oder die älteste uns erhaltene Handschrift gefunden ist[3]), oder nach den Besitzern der Handschriften, aus welchen sie in neuerer Zeit hervorgezogen wurden.[4]) Trotz des Schweigens der Annalen über Namen und Person des Verfassers wird es nicht schwer sein, im allgemeinen den Ort, an dem sie geschrieben sind und den Stand ihrer Autoren anzugeben: In einer Zeit, in der außer den Mönchen kaum jemand zu schreiben vermochte, und die Klöster die einzigen Stätten der Bildung waren, ist es selbstverständlich, in den Klöstern ihre Heimat und in Mönchen ihre Verfasser zu suchen. Bestätigt wird dies weiter durch Schlüsse, die sich aus den meisten Annalen selbst ziehen lassen. Sie berücksichtigen oft die Verhältnisse eines besonderen Klosters, kirchliche und klösterliche Interessen werden mit Vorliebe gepflegt. Nur manche haben einen weiteren Gesichtskreis, insofern sie die Vorgänge im

---

[1]) Vgl. H. Schneider, Das kausale Denken in deutschen Quellen zur Geschichte und Literatur des 10., 11. und 12. Jahrh. (Lamprecht, Geschichtl. Untersuchungen II, 4) 1905, S. 47: von allen Formen historischer Darstellung sind die Annalen die unpersönlichste; der Schreiber kann gar keine Teilnahme zeigen.

[2]) Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, 1896. S. 3.

[3]) So die Annales S. Amandi, Laubacenses, Laureshamenses, Laurissenses etc.

[4]) So die Annales Tiliani, Petaviani etc.

Reich und dessen Beziehungen zu anderen Völkern mit berücksichtigen.

Mag nun auch die Art und Weise, wie die verschiedenen Annalen das eine erzählen, anderes (ob absichtlich oder unabsichtlich, läßt sich oft nicht mehr entscheiden) verschweigen, wie die einen bestimmte Verhältnisse besonders bevorzugen, ihnen auch zum Teil ein klein wenig ein individuelles Gepräge geben, auffällig erscheint in der Tat auf den ersten Augenblick der Umstand, daß die Verfasser es nie für nötig halten, ihren Namen zu nennen, daß sie niemals auch nur die leiseste Andeutung über ihre Person machen. Aber auch nur auf den ersten Augenblick kann uns befremden, was bald natürlich und selbstverständlich erscheint. Daß die Verfasser nie über sich selbst sprechen, erklärt sich vollkommen aus dem Zweck der Annalen. Der Autor will ja nur die ihm wichtig dünkenden Ereignisse der Nachwelt überliefern, was hat seine eigene Persönlichkeit damit zu tun? Er gibt sich dabei selbst rückhaltlos der Bewunderung solcher Taten hin, wie der Zuschauer sein Interesse den Vorgängen auf der Bühne zuwendet, und referiert darüber, ohne seine eigene Person mit hineinzuziehen.[1]) Noch heute ist ja diese Art der Geschichtschreibung keineswegs ausgestorben. Sehen wir uns doch unsere heutigen Kalender und Agenden an, wie sie noch jedes Jahr erscheinen und vom Volke gekauft und gelesen werden. Auch sie rufen referierend und aneinanderreihend die Ereignisse des vergangenen Jahres noch einmal in das Gedächtnis, ohne daß dabei die Person des Verfassers irgendwie zur Geltung kommt oder gar hervortritt. Und daß selbst auf wissenschaftlichem Gebiete dies Verfahren noch für nützlich gehalten wird, dafür legen beredtes Zeugnis ab die Jahrbücher der deutschen Geschichte, die ebenfalls nur die Tatsachen zusammenstellen und auf jede kritische Beurteilung der ge-

[1]) Vgl. Lindner, Geschichtsphilosophie S. 198: Der schriftstellernde Mönch mußte sich mit der Bewunderung seiner nächsten Umgebung begnügen und meist trat seine Person hinter dem Stoffe zurück, besonders in der Geschichtschreibung.

schichtlichen Vorgänge verzichten. Wenn aber die mittelalterlichen Autoren in den Annalen nicht einmal ihre Namen nennen, so erklärt sich dies einfach aus dem Umstande, daß sie gar kein weiteres Lesepublikum hatten als die Mönche ihres Klosters. Hier aber kannte sie jeder, wußte jeder, wer die Annalen geschrieben hatte, sodaß ein Bedürfnis sich zu nennen garnicht vorlag. Selbst heute noch läßt sich dieselbe Erscheinung oft feststellen. Auch unsere Zeitungen nennen bei Leitartikeln u. dgl. fast nie einen Namen. Noch heute weiß bei uns kaum jemand, wer ein Gebäude, eine große Brücke gebaut hat, ja sogar bei Denkmälern und Statuen kennt die große Masse des Publikums kaum den Künstler, der sie hergestellt hat.

Ziehen wir den Schluß aus dem Gesagten! So typisch ihrem Aufbau und Inhalt nach, so gleichartig ihrer Qualität nach die mittelalterlichen Annalen auch sein mögen, einen Beweis für die Wahrheit der These, den Schriftstellern des Mittelalters sei individuelles Seelenleben abgegangen, können sie allein doch nicht erbringen. Wir sehen ja, daß auch heute noch unter gleichen Umständen in gleicher Weise geschrieben wird. Der Beweis ließe sich nur führen, wenn auch die gesamte übrige Geschichtschreibung des Mittelalters den gleichen Charakter wie die Annalen trüge.

2.

Wir wenden uns daher dem Hauptteile der Untersuchung zu, indem wir die bedeutendsten Schriftsteller samt ihren Werken in chronologischer Reihenfolge, soweit das möglich ist, für unsere Zwecke prüfen. Selbstverständlich sehen wir dabei ab von den Geschichtschreibern, die noch zu sehr auf dem Boden und unter dem Einfluß der antiken klassischen Kultur stehen. Ausonius und Apollinaris Sidonius, die Chroniken eines Orosius und Prosper, des Cassiodorius Senator und Jordanis und zuletzt auch die Isidors von Sevilla stehen alle noch unter dem Einfluß der antiken

Geschichtschreibung und können daher für unsere Zwecke nicht in Betracht kommen. Erst wo sich in den Reichen, die sich auf dem Boden des alten römischen Imperiums bildeten, neue selbständige Triebe literarischer Tätigkeit zeigten, können wir mit unserer Untersuchung beginnen. Freilich sollte es lange genug dauern, ehe die Geistesbildung derart war, daß sie selbständig produktiv auftreten konnte. Die letzten Reste antiker Bildung, die noch vorhanden gewesen waren, hatten zwar noch eine kurze Zeit lang ein kümmerliches Dasein gefristet, waren dann aber auch abgestorben. Nur auf dem festen Boden einheitlicher staatlicher Gebilde konnte sich ein neues Geistesleben und infolgedessen auch eine literarische Tätigkeit entfalten. Daher ist es denn auch in den Reichen der Ostgoten und Westgoten zu keiner Weiterbildung der Literatur gekommen; das Frankreich sollte, gestützt auf seine einheitliche Gestaltung, die ihm die Merovinger gegeben hatten, als erstes der neuen germanischen Reiche auch Wissenschaft und Literatur zur Geltung bringen. Freilich stand es auch im Merovingerreiche mit Sitte und Ordnung meist noch recht schlecht, aber zwei Gewalten waren es, die alle Gelüste und alle Wildheit der ungesitteten Germanen einzudämmen und zu dämpfen verstanden: Königtum und Kirche. Mit dem Schwert verschaffte sich der König Respekt, Aberglaube und religiöse Überzeugung sicherte der Kirche ihre Stellung. Die Kirche war es auch, die allein die Kulturarbeit übernahm, indem sie die Reste antiker Bildung weiter pfle gt und mit den neuen Elementen zu verschmelzen suchte. So darf es uns denn auch nicht wundern, in einem Gliede der Kirche den ersten zu finden, der sich wieder selbständig der Geschichtschreibung widmete, in Gregor, dem Bischof von Tours. Ihm wenden wir uns im folgenden zu.

Gregor von Tours schloß im Jahre 692 seine Historia Francorum ab, die er in zehn Büchern geschrieben hatte. Kaum könnte es, wenn man die mittelalterliche Annalistik und die sonstige Literatur dieser Zeit miteinander vergleicht, einen wirkungsvolleren Gegensatz geben,

als er sich gerade bei einer Gegenüberstellung dieses Werkes bietet. Hier ist es uns wie selten wieder möglich, einen Blick in das individuelle Seelenleben des Verfassers zu tun; hat man diese zehn Bücher fränkischer Geschichte gelesen, so steht einem nicht nur ein lebendiges Bild jener Zeit, sondern, was für unsere Frage wertvoller ist, zugleich auch ein deutliches und klares Bild der Persönlichkeit Gregors in ihrem Denken und Handeln vor Augen. Versuchen wir es, dieses Bild in seinen Einzelheiten nachzumalen.

Gregor war Bischof und hatte einen der wichtigsten Bischofsstühle des fränkischen Reiches inne, denn Tours stand damals im Mittelpunkte alles religiösen Lebens und verschaffte seinem Inhaber zugleich Anteil am öffentlichen Leben und den Staatsangelegenheiten. Dies spiegelt sich in seinem Werke auf das lebhafteste wieder, überall steht der Bischof im Hintergrunde der Erzählung. In seiner wichtigen Stellung kam er selbstverständlich auch mit dem Königshause des öfteren in Berührung, und gern berichtet er daher mit einem gewissen Stolz und innerer Selbstbefriedigung von diesen seinen Beziehungen. So erzählt er uns von König Chilperich, von dem er sonst nicht die geringste gute Eigenschaft aussagen kann, ja über den er sogar ein vernichtendes Urteil fällt, daß dieser ihm seine Schätze gezeigt habe. [1]) Ein gleiches weiß er vom Könige Gunthramm zu sagen, wie er überhaupt von seinem Aufenthalte bei diesem im Juli 585 recht ausführlich, fast möchte man sagen tagebuchartig, berichtet. Voll innerer Genugtuung teilt er dem Leser mit, wie der König sich damals durch seine Fürsprache allein bewegen ließ, zwei Grafen wieder in Gnaden anzunehmen und ihnen ihre Güter zurückzugeben. [2]) Doch auch über seine Tätigkeit in Tours und in seinem Bistum selbst erfahren wir viel. Wenn er am Schluß seines Werkes bei der Aufzählung der Bischöfe von Tours auch sich selbst erwähnt, vergißt er nicht, seine eigenen Kirchen-

[1]) Historia Francorum VI, 2.

[2]) VIII, 1—7.

bauten anzuführen. Die eingeäscherte Kirche, in der der heilige Martinus begraben lag, baute er schöner und größer wieder auf. Die Kirche des Perpetuus ließ er restaurieren, in Tours baute er eine neue Taufkapelle. Aber auch sonst weihte er an vielen Orten im Gebiete von Tours neue Kirchen und Kapellen, alle versorgte er, dem Zuge der Zeit entsprechend, natürlich auf's reichlichste mit Reliquien. [1]) Daneben sorgte er in anderer Weise für das ihm anvertraute Bistum. Als Childebert 589 neue Steuerlisten anfertigen ließ, wußte er unter Berufung auf Chlotars und Sigiberts Beispiel auch jetzt die Steuerfreiheit seines Gebietes durchzusetzen [2]). So ließ er es sich in jeder Weise angelegen sein, für das Wohl von Tours zu sorgen, was in einer so bewegten Zeit wie der seinigen gewiß oft nicht leicht war. So mag er und sein Bistum viel unter den Angriffen hoher Geistlicher und vornehmer Adliger zu leiden gehabt haben, aber geschickt und klug wußte er sie abzuwehren, nicht selten hat er ihnen auch als echter Bischof und Diener Christi mit Edelmut vergolten. [3])

Doch nicht nur die kirchenpolitische, sondern auch die eigentlich theologische Seite seines Berufs kommt in seinem Werke zum Ausdruck. Besonders wichtig war ja damals der Gegensatz zwischen Arianern und Athanasianern, ein Gegensatz, der nicht nur Völker trennte und verfeindete, sondern auch den Großen beider Kirchen viel Stoff zu theologischen Streitigkeiten bot. Daß auch Gregor bei diesen Disputationen und Bekehrungsversuchen nicht unbeteiligt war, zeigt sein Buch. Voller Genugtuung erzählt er uns z. B. sein Religionsgespräch zu Tours mit dem spanischen Gesandten Agila, der, weil er Ketzer ist, für ihn natürlich auch ein Mann „ohne Geist und Verstandesbildung“ ist, und er vergißt nicht, zur Belehrung seiner Leser hinzuzufügen, daß sich eben dieser Ketzer in Schwachheit und Krankheit

[1]) X, 31.

[2]) IX, 31.

[3]) Vgl. etwa V, 5. 48. VII, 22 je ein Beispiel.

doch zum rechten Bekenntnis bekehrt habe. [1]) An anderer Stelle erzählt er die Disputation ebenfalls mit einem spanischen Gesandten namens Oppila, Ostern 584, die freilich ergebnislos abgebrochen wurde, ausführlich. [2]) Ebenso resultatlos verlief ein Bekehrungsversuch, den er an einem jüdischen Händler Priskus, der viel mit dem Könige Chilperich verkehrte, unternahm. [3]) Gregor selbst glaubte natürlich bestimmt, ihn schlagend widerlegt zu haben, obwohl er zugeben muß, daß jener sich hartnäckig sträubte, sich taufen zu lassen. Wir werden heutzutage freilich anders urteilen, wenn wir seine Beweisführung nachprüfen, und uns kaum wundern, wenn der Jude unbekehrt davon ging, denn seine Frage hatte Gregor höchstens halb beantwortet. [4]) Charakteristisch für Gregors Religiosität ist dabei auch, daß er schließlich ohne ein Wort des Bedauerns oder gar des Abscheus erzählt, wie eben dieser Jude später von einem getauften Glaubensgenossen hinterrücks erschlagen wurde. [5]) Doch auch in der eigenen Kirche mußte er Irrlehren bekämpfen. Des Langen und Breiten berichtet er, wie er einen Geistlichen, der wie ein Sadduzäer die Auferstehung leugnete, seines Irrtums so überführte, daß dieser „zerknirscht“ von ihm ging. [6]) Als Bischof mußte er natürlich auch an Gerichtssitzungen in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten teilnehmen. So weiß er über seine Mitwirkung an Disziplinaruntersuchungen zu berichten. In einer Klagesache wider unbotmäßige und eines unzüchtigen Lebenswandels angeklagte Nonnen wurde er vom Könige mit anderen Bischöfen berufen, über sie zu Gericht zu sitzen. Das über sie gefällte Urteil zitiert er nachher wört-

---

[1]) V, 43.

[2]) VI, 40.

[3]) VI, 5.

[4]) Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 1898 f. I, 203.

[5]) VI, 17.

[6]) X, 13.

lich.[1]) Auch an Prozessen gegen Bischöfe und Äbte war er beteiligt.[2])

Kurz, überall flechtet Gregor auf das geschickteste seine eigenen Erlebnisse und Handlungen als Bischof in die Geschichte seiner Zeit ein, so daß wir uns ein gutes Bild seiner amtlichen Tätigkeit machen können. Überall tritt der Eifer und Ernst zu Tage, mit dem er das schwere Amt verwaltete, zu dem er bereits in jungen Jahren gelangt war.

Dieser Eifer aber war ein echter, da tiefe Frömmigkeit und Religiosität ihn erfüllte. Auch von dieser innerlichsten und darum meist auch verborgensten Seite des menschlichen Seelenlebens wissen wir bei Gregor, da uns sein Buch in reicher Weise darüber Aufschluß gibt.

Seine tief religiöse Veranlagung, auf die wir ja eigentlich schon aus seiner Stellung als Bischof schließen müßten, bei welchem Schluß wir freilich in damaliger Zeit oft fehl gehen könnten, geht ja schon zur Genüge aus seinen sonstigen Schriften, die sämtlich geistlichen Charakter tragen, hervor. Aber sie unterscheiden sich keineswegs ihrem Charakter nach so völlig von den zehn Büchern der fränkischen Geschichte, insofern auch diese denselben „historiographischen" Charakter tragen, während umgekehrt in der Historia Francorum das geistliche Element wieder stark hervortritt. Er will garnicht nur von politischen Ereignissen in seinem Buche erzählen, sondern, wie er selbst erklärt, auch vom Abfall der Massen vom wahren Glauben und den Angriffen des Irrgläubigen gegen die rechtgläubige Kirche.[3]) Darum drängt es ihn auch, bevor er zu schreiben beginnt, seinem Abscheu gegen die ketzerischen Arianer aufs kräftigste Ausdruck zu verleihen und seine eigene Rechtgläubigkeit durch ein offen abgelegtes Glaubensbekenntnis zu dokumentieren, damit ja keiner seiner Leser an ihr zweifele.[4]) Wie

[1]) X, 15.
[2]) V, 18.
[3]) Vgl. die Vorreden zum Ganzen und die zum 1. und 2. Buch.
[4]) Vorrede zum 1. Buch.

Gregor in diesem seinem blinden Haß gegen Andersgläubige ein Kind seiner Zeit ist, so überhaupt in dem ganzen Wesen seiner Frömmigkeit. Religiosität bestand in damaliger Zeit zum großen Teil in Heiligenverehrung, und so bietet uns denn auch Gregor, wenn er von Rechtgläubigen und Frommen erzählt, fast immer Heiligengeschichten. Er bedauert nur, [1]) daß er die Wundertaten der Heiligen mitten zwischen seinem übrigen Stoff bringen müsse und entschuldigt sich dafür mit dem Beispiel der Bibel, des Eusebius und Hieronymus. So wird denn die Geschichte seines Volkes in seinem Werke fast überwuchert von der der Kirche, politische und Kirchengeschichte gehen einfach ineinander über, und charakteristisch genug ist es ja, daß manche älteren Handschriften dem Werke deshalb den Titel historia ecclesiastica Francorum gegeben haben. Das liegt aber darin begründet, daß für das religiöse Gemüt Gregors politische Geschichte eigentlich nur ein Teil der Kirchengeschichte, oder noch umfassender ein Teil der Geschichte des Reiches Gottes ist. Nur insoweit politische Ereignisse für die Kirche in Betracht kommen, interessieren sie ihn überhaupt, von diesem Standpunkte aus beurteilt er allein alle Geschehnisse und alle Personen. Chlodewig, dem Verfechter der wahren Lehre, gelingt alles, ja mit fast erschreckender Naivität fällt Gregor, nachdem er die größten Schandtaten von ihm erzählt hat, zuletzt doch das günstigste Gesamturteil über ihn. [2]) Ketzerische Fürsten dagegen sind eo ipso schlechte Menschen. Ja in dem Schicksal der einzelnen Personen sieht er die Hand Gottes, denn seine „ganze Geschichtschreibung ist beherrscht von der Überzeugung, daß der Mensch für all sein Tun und Lassen Gott verantwortlich ist, und daß das Schicksal der einzelnen wie das der Völker geregelt wird nach dem Gesetz von Schuld und Strafe". [3]) So führt er des öfteren plötzliche Krankheitsfälle, Unglück und frühen Tod einfach auf göttliches

[1]) Vorrede zum 2. Buch.
[2]) II, 40.
[3]) Hauck, a. a. O. I, 189.

Strafgericht zurück,[1]) so daß er uns fast wie ein alttestamentlicher gesetzesstrenger Frommer anmutet.

Zu voller christlicher Höhe und Reinheit schwingt sich jedenfalls seine Anschauung nur selten auf. Aber er ist sich dieses Mangels keineswegs bewußt, und es wäre Unrecht, ihm etwas zur Last legen zu wollen, was der ganzen damaligen Zeit eigentümlich war. Durch die Schandtaten im Hause der Merovinger und unter den Vornehmen des Landes war das Feingefühl des sittlichen Empfindens und Urteils allmählich abgestumpft, und so darf es uns denn garnicht wundern, wenn auch Gregor von Tours von Mord und Ehebruch mit einer Ruhe erzählt, die uns alle mit Entsetzen erfüllt, wenn er schauerliche und besonders grauenvolle Geschichten in ausführlicher, um nicht zu sagen behaglicher Breite bietet. Gregor ist in dieser Beziehung eben auch ein Kind seiner Zeit, religiöses Empfinden geht ihm deshalb doch keineswegs ab, schreibt er doch sein ganzes Werk nur aus religiösem Interesse: um dadurch belehrend, erziehend und erbauend zu wirken. Eine moralische Tendenz hat es, denn er schreibt der Geschichte die Aufgabe zu, durch Erbauung und Belehrung durch die gebrachten Beispiele die Menschen zu bessern und zu veredeln. Deswegen berichtet er von den Kämpfen der Gottlosen mit den Rechtschaffenen, deswegen die vielen eingestreuten Ermahnungen im Werke, deswegen das Erzählen der eigenen Wundererlebnisse und der der Heiligen. Die Vorrede zum fünften Buche ist gleichsam eine Predigt, in der er die Fürsten zur Eintracht ermahnt; aber freilich fehle es ihnen an einem Hauptgut, ohne das der Mensch nicht glücklich sein könne: an der Gnade Gottes. Aber immer ist seine Religiosität bestimmt durch den Gegensatz zum Arianismus, und es ist seine feste Überzeugung, daß „den Christen, welche die heilige Dreifaltigkeit bekannten, alles glücklich von statten ging, die Ketzer aber, welche dieselbe verwarfen, stets in das Verderben gerieten".

[1]) Vgl. IV, 13, 21, 26, 52.

Ohne weiteres werden wir zugeben, daß die Religiosität wie die theologischen Ansichten Gregors kaum irgendwie über den Rahmen seiner Zeit hinausgehen. [1]) Aber kann man ihm einmal hieraus keinen Vorwurf machen, da ja gerade in dieser Hinsicht selbst in unserer individuellen Zeit nur wenige wirklich individuell denken, so muß andererseits betont werden, daß es sich bei unserer Untersuchung nicht bloß um die Frage handelt, ob die Gedanken der jeweiligen Autoren irgendwelches originale Gepräge tragen, sondern auch und vor allen Dingen um die, ob wir uns überhaupt aus ihren Schriften eine Vorstellung von ihrer Gedankenwelt und ihrem Seelenleben machen können. Das aber ist bei Gregor der Fall. Gerade in der Religiosität will er seine Individualität zeigen im Gegensatz zu anderen Geschichtschreibern der Zeit, bei denen der kirchliche Charakter bei weitem nicht in dem Maße hervortritt. „Gregor zeichnet sich eben selbst mit Bewußtheit als Individuum".

Doch das Bild, das wir von seiner Persönlichkeit gewinnen, wäre nicht vollständig, wollten wir den Geschichtschreiber in ihm unberücksichtigt lassen. Sein Werk ist freilich, formell genommen, gerade kein Kunstwerk, mit Recht nennt Loebell es „eine in die Atome der Ereignisse aufgelöste Geschichte". [2]) Alles wird bei ihm bunt durcheinander erzählt, weltliche und kirchliche Ereignisse, Wundergeschichten und Träume, Berichte von Reisenden über Konstantinopel und Italien, „eine Menge rührender und schreckhafter Geschichten, Liebesaffären, Anekdoten und Pikanterien". [3]) Zerrissen und unbeholfen genug stehen diese einzelnen Stückchen nebeneinander, sie zu einem einheitlichen Mosaikbilde zu vereinigen, ist ihm nicht gelungen. Aber was er erzählt, erzählt er anziehend, frisch

---

[1]) Siehe den Nachweis, den zu führen hier nicht der Ort ist, bei Hauck, a. a. O. I, 189 ff.

[2]) Loebell, Gregor von Tours und seine Zeit. Leipzig 1839. S. 446.

[3]) v. Ottenthal, a. a. O., S. 7.

und lebendig, mit einer naiven Treue, die ihn immer wieder lesenswert macht. Daraus kann man aber auf seinen Charakter schließen, denn wie Gregor geartet war, so schrieb er auch. „Gregors Sinnesart, seine schlichte Redlichkeit, Naivität, Beschränktheit spiegeln sich darin ab; sie ist, wie seine Schreibart, ein notwendiges Produkt derselben“.[1]) Gregor hat eine Vorliebe und, wie man ihm zugestehen muß, auch sicher eine große Begabung für die Episode. Dies hängt aber auf's innigste zusammen mit seinem Interesse am Persönlichen, am Individuellen. In dem Leben der einzelnen Individuen sieht er, wie oben gesagt war, das Walten Gottes, und so hat Gregor sich denn auch bemüht, die Charaktere der einzelnen zu erfassen und sie uns zu schildern. Nicht wenige Charakterbilder hat er uns gezeichnet, vorwiegend von geistlichen Personen, von Bischöfen [2]), Priestern [3]), Klausnern [4]) u. a., aber auch von weltlichen, wie von Chilperich [5]), Gunthramm [6]), Chlodechilde [7]), Brunichilde [8]), dem Grafen Leudast von Tours [9]) und anderen. Mag ihm dabei die Schilderung der einzelnen nicht immer so gelungen sein, daß wir uns ein völlig deutliches Bild von ihnen machen können, das Bestreben ist bei ihm jedenfalls vorhanden, die Persönlichkeit tiefer zu erfassen und darzustellen.

Auf einen Punkt sei endlich noch hingewiesen: auf sein ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Gregor befand sich in einer höchst angesehenen Stellung, und so ist es schon an sich erklärlich, daß er auch ein starkes Bewußtsein seiner eigenen Tätigkeit und seines Standes gehabt haben wird.

---

[1]) Loebell, a. a. O., S. 444.
[2]) I, 45. II, 5, 21, 22, 31. IV, 12, 36.
[3]) IV, 32. VIII, 34.
[4]) V, 10. VI, 6, 8.
[5]) VI, 46.
[6]) IX, 21.
[7]) III, 18.
[8]) IV, 27.
[9]) V, 48.

Aber auch in seinem Werke tritt dies deutlich hervor. Diesem Umstande verdanken wir ja doch mit die Notizen über sich selbst und seine Familie. Eben diesem Grunde entspringt es, wenn er am Schlusse des Werkes auch sich in der Reihe der Bischöfe von Tours mit nennt und dabei von sich weit mehr erzählt, als von irgend einem andern seiner Vorgänger. Auch seine Taten führt er da an, wie mag er mit stolzer Befriedigung auf sie geblickt haben. Ja selbst den Wert seines Buches schlägt er nicht gering an. Zwar ist er sich bewußt, „in einem schlichten und ungebildeten Stile“ zu schreiben, zwar will er zugeben, daß andere weit bewanderter sein könnten als er, dennoch bittet er seine Nachfolger, sein Werk niemals zu vernichten, nichts zu kürzen oder auszulassen, sondern das Gesamtwerk unberührt zu bewahren. Klar und deutlich tritt uns da sein Selbstbewußtsein und der lebhafte Wunsch entgegen, als Schriftsteller, Bischof und Mensch im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben.

So können wir uns denn die Individualität dieses mittelalterlichen Schriftstellers, der in der Geschichte der deutschen Geschichtschreibung hier an erster und für lange Zeit einziger Stelle steht, deutlich genug vor Augen führen. Gregor erscheint in seinem Werke in keiner Weise als ein über seine Zeit hinausragender Mensch, wir vermögen nichts Originales an ihm zu entdecken, aber wir erkennen in ihm einen Mann von wahrer Religiosität, von Biederkeit und Ehrlichkeit, der mit Treue und Hingebung das Amt verwaltete, das seine Begabung ihm in frühen Jahren verschafft hatte. Vor allem aber zeichnete ihn die Lust am Erzählen aus, die, wenn sie auch nicht mit dem gleichen Talent für die Form der Darstellung gepaart war, ihn doch befähigte, anmutig und frisch zu erzählen, wobei sein offener Blick und sein gereiftes Verständnis es ihm ermöglichten, auch den Charakter der geschilderten Persönlichkeit zu erfassen und darzustellen.

3.

Leider sollten dem großen Anfänger die Fortsetzer fehlen. Mit dem Verfall des merovingischen Reiches ging auch ein solcher auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur Hand in Hand. Jedoch ein Verfall der Literatur beweist noch keineswegs den Mangel an Individualismus, wie uns deutlich die deutsche Geschichtschreibung am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts zeigt, wo ihrem Tiefstande doch auf anderen Gebieten das regste Selbstbewußtsein des Individuums gegenüberstand. So wird es auch jetzt individuelles Leben gegeben haben, aber der Mangel an literarischen Erzeugnissen verschließt uns die Kenntnis davon. Man könnte hier Fredegar erwähnen, der mit „rührender Bescheidenheit“ von sich spricht, aber sein Werk gibt uns doch zu wenig Anhaltspunkte, um Näheres über seine Individualität zu erfahren.

Erst das aufblühende Karolingerreich bot die Grundlage dar zu einem neuen Aufblühen auch auf geistigem Gebiete, namentlich in dem Zeitalter Karls des Großen. An seinem Hofe wurde Literatur und Kunst gepflegt, in seine Umgebung wußte Karl die berühmtesten Leute seiner Zeit zu ziehen. Männer wie Paulus Diakonus, Einhard, Alkuin, Angilbert werden immer unvergessen bleiben. Wenden wir uns dieser neuen Periode, in die auch die Geschichtschreibung eintrat, zu, und betrachten wir hier als ersten einen Mann, der, obwohl Langobarde von Geburt, doch längere Jahre am Hofe Karls lebte und nach dem Sturze seines angestammten Herrschergeschlechts fränkischer Untertan geworden war: Paulus Diakonus.

Bereits vor seiner Reise in das Frankenreich war Paulus Diakonus Mönch geworden und zuletzt in das Kloster Monte Cassino eingetreten, wohin er auch nach seinem mehrjährigen Aufenthalte am Hofe Karls des Großen (782—787) wieder zurückkehrte, und wo er starb. Gleich Gregor von Tours war er also Geistlicher, und zahlreiche Schriften legen für sein kirchliches Interesse beredtes Zeug-

nis ab. Für unsere Untersuchung kommen jedoch nur seine beiden historischen Schriften in Betracht, die Geschichte der Bischöfe von Metz, die er im Frankenreiche auf Bitten des Bischofs Angilram von Metz als erste Bistumsgeschichte seiner Zeit verfaßte, und seine Historia Langobardorum, die er unvollendet hinterlassen hat. Lesen wir diese beiden Bücher und vergleichen sie mit Gregors Frankengeschichte, so tritt uns sofort ein großer Unterschied im Charakter beider entgegen. Wurde bei Gregor die politische Geschichte fast völlig von der kirchlichen in den Hintergrund geschoben, so ist bei Paulus Diakonus das umgekehrte Verhältnis zu konstatieren. Das kirchliche und geistliche Element tritt ganz erheblich zurück, ja „sogar in seinen Erzählungen über die Bischöfe von Metz drängt sich der Gedanke an die Herrscherfamilie in den Vordergrund.“ [1]) Die Erklärung für diese Erscheinung will Ebert darin sehen, daß die Langobarden als Arianer für die Geschichte der katholischen Kirche weniger in Betracht kamen. [2]) Doch m. E. liegt der Grund tiefer: sie erklärt sich aus der verschiedenen Stellung und dem anders gearteten Wesen der beiden Verfasser. Gregor stand als Bischof von Tours mitten in den theologischen Streitigkeiten und im kirchlichen Leben seiner Zeit, sein Interesse als Bischof und Theologe sprach aus seinem Werke — Paulus Diakonus stand als Mönch im stillen Kloster dem politischen wie kirchlichen Parteileben ferner, vor allem aber war er garnicht ausschließlich Theologe, sondern eine stille Gelehrtennatur, deren Interesse sich einem ganz anderen Gegenstande zugewendet hatte.

Freilich war auch er vom Wunder- und Aberglauben seiner Zeit befangen, aber deutlich zeigt er sich in seinen Werken theologischen Spekulationen und Streitfragen abgeneigt, mehr auf ein praktisches Christentum ging sein Sinn. Erklärt er doch sogar im „Leben Gregors“ selbst es für unnötig, Wunder zu erzählen, da es ihrer nicht bedürfe, um

[1]) Hauck, a. a. O., II, 163.
[2]) Ebert, a. a. O., II, 47.

den Menschen zu beurteilen. Paulus schreibt eben garnicht als Kleriker, sondern als Patriot. Er fühlt sich als Glied seines Volkes, dessen Geschichte ihn fesselte und begeisterte. Darum verfolgte er die Vergangenheit des eigenen Volkes aufmerksam bis in die ältesten Zeiten der Sage zurück. Er beschreibt seine Wohnsitze in Skandinavien, die es vor Alters hatte, erzählt voller Begeisterung von den Taten und Untaten der sagenhaften Nationalhelden, so wie sie im Volke wohl von Mund zu Mund gingen, begleitet sein Volk auf seinen Wanderungen und kämpft im Geiste die gewaltigen Schlachten, die sie lieferten, noch einmal mit.[1]) Dabei erzählt er uns gelegentlich auch von seinen eigenen Vorfahren und zwar voll freudigen Stolzes und Genugtuung. So berichtet er im vierten Buche, wie sein Ahnherr Leupichis einst mit König Alboin aus Pannonien nach Italien gekommen sei, von seinem Urgroßvater Leupichis, der allein aus der Familie der Gefangenschaft der Avaren entkommen war, von seinem Großvater Arichis und endlich von seinen Eltern, dem Vater Warnefrit und seiner Mutter Theudelinde.[2]) Bei dieser Gelegenheit schildert er uns auch mit wenigen Worten, die aber „eines Meisters wert“ sind, den verfallenen Stammsitz seiner Eltern: „ein ödes Haus, das Dach eingestürzt, zwischen den Steinen Brombeergesträuch und Hagebutten emporsprießend, in der Mitte eine mächtige Esche, die ihre Zweige über die Verwüstung ausbreitet“.[3]) Zugleich zeigt uns diese Stelle, wie er für die Schönheit der Natur ein offenes Auge hatte; er gleicht darin etwa Thietmar von Merseburg.

Auch Paulus Diakonus erzählt nach mittelalterlicher Weise gern alles, was ihn interessiert, gleichgültig, ob es in den Zusammenhang paßt oder nicht. Nicht selten wird daher der Gang der Erzählung unterbrochen durch allerhand Anekdoten und Sagen, auch bringt er Charakteristiken

---

[1]) Vgl. Historia Langobardorum, namentlich Buch I.
[2]) IV, 37.
[3]) IV, 37.

ihm besonders wichtig dünkender Personen. So versucht er, uns den Kaiser Justinian zu schildern, erzählt von seinem Ruhm als siegreicher Kaiser, von seinen kriegerischen Erfolgen über die germanischen Völker. Aber auch für seine hohe Bedeutung als Gesetzgeber hat er ein offenes Auge und klares Verständnis, als Erbauer der Hagia Sophia war er ihm, dem Mönche, vielleicht noch besonders sympathisch.[1]) Auch des heiligen Benedikt gedenkt er und der Gründung des Klosters Monte Cassino durch ihn. Dabei vergißt er nicht, neben anderen Beschreibungen des Lebens Benedikts auch seine beiden Gedichte zu erwähnen, in denen er zwar „mit geringem Talent" dessen Wunder besungen habe.[2]) Damit sein Leben bei seinen Mitbürgern nicht gänzlich in Vergessenheit gerate, widmet er auch ein besonderes Kapitel dem Dichter Fortunatus.[3]) Sogar geographische Exkurse, wie den, in welchem er die 18 italienischen Provinzen beschreibt und den Namen Italien erklärt[4]), und Übergänge auf die allgemeine Weltgeschichte scheut er nicht, wenn auch letztere sich nur auf solche Völker beziehen, die enger mit den Langobarden in Berührung kamen.[5]) Zum Teil tragen diese Unterbrechungen einen durchaus episodischen Charakter.

Paulus' Werk bricht mit dem Jahre 744 ab, d. h. gerade da, wo er unabhängig von anderen Quellen aus eigenen Erlebnissen hätte erzählen können. So müssen wir uns mit dem bescheiden, was er uns bietet, und wir können das um so eher tun, als wir aus dem Erhaltenen des Paulus Eigenart, sein Talent im Erzählen der alten Sagen, voll erkennen können. Aus dem reichen Sagenschatze seines Volkes hat er geschöpft und uns herrliche Stücke gerettet, die ohne ihn wohl verloren gegangen wären. In

[1]) I, 25.
[2]) I, 26.
[3]) II, 13.
[4]) II, 15—24.
[5]) Vgl. des öfteren in Buch III über Frankreich und Bycanz, vgl. auch Buch IV.

der Art aber, wie er die Sagen wiedergibt, zeigt sich „das warme, volkstümlich schlagende Gemüt des Paulus, verbunden mit jener Anmut und Klarheit der Erzählung, in der ihn kein Schriftsteller des Mittelalters übertroffen hat“ (Jakobi). Auch sein Stil ist eigenartig in jeder Beziehung und unterscheidet ihn deutlich von den anderen Autoren dieser Periode, namentlich von Alkuin und Einhard. Überhaupt war er für seine Zeit ein gebildeter Mann, hatte er doch durch seinen Lehrer Flavianus nicht nur Lateinisch, sondern auch Griechisch gelernt [1]), und wirklich war bei ihm die Unterweisung in der klassisch-römischen Bildung nicht bloß ein Übertünchen seiner eigentlichen Natur gewesen, sie war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, wie vielleicht wenigen seiner Zeitgenossen. Dennoch spiegelt sich in seiner Vorliebe für die Sagen und Mythen seines Volkes, in seiner Neigung zum Erzählen von Episoden und Anekdoten sein echt germanisches Empfinden wieder, das weder sein geistlicher Stand, noch seine romanische Bildung zu zerstören vermocht hatten.

Hatte Paulus Diakonus seine Bildung noch zum großen Teil unabhängig von der unter Karl d. Gr. erwachenden Neublüte der Wissenschaft erhalten, da er sie ja hauptsächlich seiner Erziehung am langobardischen Königshofe verdankte, so steht Einhard ganz auf ihrem Boden.

Er zeigt aufs deutlichste, wie auch die Geschichtschreibung von der neuen Ära Nutzen zog, ja er ist derjenige ihrer Vertreter, der ihren Höhepunkt für lange Zeit bezeichnet. Fällt die Abfassung seines Hauptwerkes, der Vita Caroli Magni, auch erst in die Zeit unmittelbar nach Karls Tode, so ist dieses doch die reifste Frucht dieser ganzen, leider nur so kurze Zeit dauernden Periode. Es ist die erste weltliche Biographie des germanischen Mittelalters und schon deshalb verdient sie unser volles Interesse. Was aber erscheint natürlicher, als daß Einhard es unternahm, denjenigen Mann seinen Zeitgenossen und der Nachwelt zu

[1]) VI, 7.

schildern, der der Schöpfer nicht nur des neuen Weltreichs, sondern auch des ganzen neu erwachenden Lebens dieser Periode war. Freilich, leicht war es nicht, einen solchen Charakter wie den Karls voll zu erfassen und zu würdigen, schwerer noch, ihn darzustellen, ein solches Porträt zu malen. Ist Einhard beides gelungen? Mit der Beantwortung dieser Frage ist auch die nach der Individualität Einhards gegeben.

Bekannt ist, daß er als Vorbild Suetons Biographie des Augustus benutzt hat. Ohne Vorbilder zu arbeiten, war dem frühen Mittelalter eben nicht möglich, war man doch noch viel zu sehr von der klassischen Bildung und Literatur abhängig. Aber freilich, ein Vorbild benutzen bedeutet nicht für jeden dasselbe. Einhard dient es nur dazu, den Charakter Karls noch schärfer zu erfassen als er es sonst vielleicht getan hätte. Manche kleinen Eigentümlichkeiten des Augustus, die er bei Sueton berichtet fand, machten ihn gewiß oft erst auf den Unterschied zwischen beiden Herrschern aufmerksam. So sorgfältig er sich auch im Gang der Biographie wie in Einzelheiten, ja selbst im sprachlichen Ausdruck dem Sueton anschließt, an vielen Stellen weicht er doch entschieden und mit Bewußtsein von ihm ab. Gerade durch die Vergleichung beider ging ihm in vielen Dingen erst ein klares Licht auf über Wesen und Charakter Karls. So hat Einhard keineswegs das Vorbild sklavisch nachgeahmt, sondern im bewußten Anschluß an Sueton doch eine volle Neuschöpfung hervorgebracht. Das aber konnte er nur tun, weil er die Persönlichkeit Karls wirklich verstanden und erfaßt hatte. So gibt er uns „lebensvolle und lebenswahre Schilderungen", „in plastischer Vollendung" steht die Figur des Kaisers vor unserem geistigen Auge. Daß es ihm gelungen ist, dies Porträt lebensgetreu wiederzugeben, dafür mag als einziger Belag nur die Tatsache angeführt werden, daß Albrecht Dürer sein Bild Karl d. Gr. nach keiner anderen Quelle und nach keinem anderen Vorbilde geschaffen hat, als auf Grund seiner Lektüre der Biographie Einhards. Selbst Kircheisen, der sonst der Frage, ob das frühe Mittel-

alter ein literarisches Porträt habe zeichnen können, ziemlich ablehnend gegenübersteht, macht hier eine Ausnahme, indem er von Einhard sagt: „wir kommen zu dem Schluß, daß er seine Vorgänger in der Darstellung der Persönlichkeit weit übertrifft, ja zum ersten Male die Individualität des äußeren, teilweise auch des inneren Menschen zum Ausdruck bringt“[1]).

Kein anderer wie Einhard wäre aber auch wohl im Stande gewesen, ein solches Werk zu schaffen, hatte er doch nicht bloß Karl persönlich gekannt, sondern auch mit gleich großer Bewunderung wie Dankbarkeit an ihm gehangen. Überall tritt uns das entgegen und besonders im Vorwort [2]) läßt er seinen persönlichen Gefühlen voll und warm freien Lauf, um dem Leser zu erklären, wie gerade er dazu gekommen sei, Karls vita zu schreiben. In diesen Worten haben wir nicht einen Schriftsteller vor uns, der kühl und sachlich seinem Stoffe gegenübersteht, sondern den begeisterten Verehrer des großen Königs, der seinem „Herrn und Erzieher“ garnicht dankbar genug sein kann für „die Pflege, die er von ihm genoß, und für das freundschaftliche Verhältnis, in dem er zu ihm und seinen Kindern fortwährend stand“. Aus Dankbarkeit will er „die herrliche und glänzende Geschichte eines Mannes, der sich so hoch um ihn verdient gemacht hat“, schreiben. Sich selbst hält er für den am besten Geeigneten, da er sich bewußt war, „niemand könne so wahr und treu das aufzeichnen, was er selbst miterlebte, was er mit eigenen Augen sah“. Es wirft

---

[1]) Kircheisen, die Geschichte des litterarischen Portraits. Bd. I 1904, S. 99.

[2]) Wie bei Gregor von Tours habe ich auch hier wieder das Vorwort benutzt. Überhaupt sind die Vorreden und die den einzelnen Werken gelegentlich vorausgeschickten Briefe im Laufe der Untersuchung in besonderem Grade von mir herangezogen worden, denn „es sind literarische Aktenstücke, in denen die Verfasser der Anregung des Augenblicks folgend eine Reihe von Bekenntnissen halb unbewußt niedergelegt haben, die nicht allein in ihre Arbeiten, sondern auch die wechselnden Stimmungen ihrer Seele einen Einblick gewähren, und auf manchen Punkt ein überraschendes Licht fallen lassen.“

auf Einhards Charakter ein bezeichnendes Licht, daß die Wahrhaftigkeit in der Tat durch nichts getrübt wird, obwohl doch gerade bei seinen persönlichen Beziehungen und Motiven die Gefahr nahe lag, durch Schmeichelei das wahre Bild zu verzeichnen.

Aber nicht nur Dankbarkeit treibt ihn dazu, Karls Geschichte zu schreiben, er ist auch überzeugt, daß dieser sein Kaiser „mit Recht hochberühmt", ja dass er „der ausgezeichnetste und größte König seiner Zeit" ist. Auch andere wissenschaftlich befähigte Männer müssen seines Erachtens dieses ihr Zeitalter für so bedeutend halten, daß man die Ereignisse der Nachwelt überliefern müsse. Lieber will er denselben Gegenstand, den andere bereits vor ihm behandelt haben, noch einmal bearbeiten, als „das ruhmvolle Leben und die herrlichen Taten eines solchen Königs in die Nacht der Vergessenheit sinken lassen". Ja er will sogar lieber das Urteil der Welt, ein schlechter Schriftsteller zu sein, auf sich nehmen und den Ruf seines Talents preisgeben, als aus Sorge für sich das Leben eines so großen Mannes ungeschrieben lassen.

Wahrheitsliebe, Dankbarkeit und rückhaltloses Sichbeugen vor dem geistig Höherstehenden, das sind etwa einige Züge aus dem Charakterbilde Einhards. Wenig, wenn wir ihn mit Gregor vergleichen, und dennoch Anhalt genug, um auch bei ihm auf ein nicht minder entwickeltes Seelenleben zu schließen. Wer so die Individualität eines anderen zu erfassen und zu schildern vermag, wie Einhard, muß selbst eine stark ausgeprägte Individualität gehabt haben. Dafür spricht ja allein schon der Umstand, daß er gerade das vermeidet, was seiner Zeit eigentümlich ist: die bloße politische Erzählung, und dagegen mit Bewußtsein und Absicht das Individuum beschreibt. Selbst seinem Stile wird man die Eigenart nicht absprechen können, hat er es doch verstanden, ein Latein von fast klassischer Reinheit zu schreiben, wie vor und nach ihm kaum einer.

Wie Karl der Große hat auch sein Sohn Ludwig der Fromme seine Biographen gefunden. Die weltliche Biographie war ja

mit Einhards Werk so glänzend wieder als Literaturgattung eingeführt worden, daß es uns nicht wundern kann, wenn wir sogar zwei Lebensbeschreibungen seines Sohnes besitzen. Es sind dies die Vitae Ludovici des Landbischofs der Trierer Kirche Thegan, eines vornehmen Franken, und eines unbekannten Hofgeistlichen, des sogenannten Astronomen.

Thegans Werk erscheint auf den ersten Blick so unpersönlich wie nur möglich. Keine Überschrift, kein Name, keine Notiz über die eigene Person im Werke selbst, die uns über Namen und Persönlichkeit des Verfassers Aufschluß gäben. Dazu ist es in Form und Sprache höchst mangelhaft. Statt einer einheitlichen Konzeption wie bei Einhard haben wir ein Werk annalistischer Art vor uns, das scheinbar nach jährlichen Aufzeichnungen, die erst für die letzten Jahre ausführlicher werden, geschrieben ist. Nicht minder sticht die Sprache, die unbeholfen und voll grammatischer Fehler ist, unvorteilhaft von dem fast klassisch zu nennenden Latein Einhards ab. Es ist daher höchst milde ausgedrückt, wenn Walahfrid, der dies Werk nach Ludwigs d. Fr. Tode zuerst veröffentlicht hat, und dem wir unser Wissen über Thegans Persönlichkeit verdanken, in der von ihm vorgesetzten Vorrede von einem „etwas ungebildeten Ausdruck“ spricht. Gewinnt es so schon, wenn man auf Äußerlichkeiten viel geben kann, nach der Art seiner Darstellung und seinem Vermögen, sich sprachlich auszudrücken, gerade nicht den Anschein, als ob wir es hier mit einem hervorragend begabten Manne zu tun hätten, so wird dieser Eindruck noch verstärkt durch allerhand Schlüsse, die man aus dem Werke selbst ziehen kann. Er ist vor allem ein unbedingter Anhänger Ludwigs d. Fr., und so trägt das ganze Werk denn auch von Anfang bis zu Ende einen panegyrischen Charakter. Freilich ist dieser schmeichlerische Zug und diese lobrednerische Schönfärberei nicht bei ihm allein in dieser Zeit zu finden, aber ihn macht diese seine Anhänglichkeit an Ludwig gegen dessen Fehler völlig blind. So verschweigt er uns denn die wahren Ursachen der Unruhen und Kriege im Königshause. Seiner Sympathie

erfreut sich auch noch Ludwig der Deutsche, während er Lothar aufs heftigste anfeindet. Alle Gegner Ludwigs verfolgt er überhaupt mit Leidenschaft, und unter ihnen ist es besonders Ebo von Reims, den er mit aller Macht bekämpft.

Zeigt Thegan schon hierin einen Zug von Kleinlichkeit, der es ihm unmöglich macht, auch dem Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so tritt uns dies noch mehr in einem anderen Umstande entgegen. Er benutzt nämlich die Gelegenheit zu erbitterten Ausfällen gegen die Bischöfe, welche aus unfreiem Stande erhoben sind, besonders wieder gegen Ebo von Reims. Mag auch sein Unwille über solche Emporkömmlinge, die nun versuchten, ihre gesamte Verwandtschaft mit geistlichen Stellen zu versorgen, und sich übermütig und anmaßend genug gegen die alten vornehmen Geschlechter benahmen, manchmal berechtigt sein, so wirft doch ein eigentümliches Licht auf seine Anschauungen die Art und Weise, wie er von ihnen spricht. Er beklagt nicht nur etwa das Betragen solcher vom Glück begünstigten Männer, sondern überhaupt die Tatsache, daß sie es wagen, sich und ihren Anhang aus dem Stande zu erheben, in den sie ihrer Geburt nach gehören. Er spricht von einem iugum debitae virtutis [1])! Welches kleinliche Standesbewußtsein spricht aus diesen Worten, welche Genugtuung, selbst von vornehmer Abkunft zu sein! Und eben dieses Selbstgefühl, dieses Pochen auf seine adlige Geburt kommt zum Ausdruck, wenn er später den Erzbischof Ebo von Reims auf's heftigste bekämpft [2]). Auch hier weiß er den Ausdrücken seines Unwillens die Krone aufzusetzen durch die Bemerkung, daß dieser „unverschämteste und grausamste“ von Geburt doch nur ein Leibeigener ist. Ob dieser Zorn nicht nur durch sein empörtes Standesbewußtsein, sondern auch durch persönliche Anfeindungen seitens Ebo's und anderer solcher Emporkömmlinge veranlaßt war, wie Ebert vermutet, läßt sich nicht mehr

[1]) cap. 20.
[2]) cap. 44.

entscheiden. In letzterem Falle würde sein Charakter in noch schlechterem Licht erscheinen, während ihn sonst das Standesbewußtsein und der Kastengeist seiner Zeit, Anschauungen, die ja selbst heute noch nicht überwunden sind, etwas entschuldigen würden, wenn wir auch bei einem Geistlichen, einem Diener Christi, eine andere Gesinnung erwarten sollten.

Aus allem gewinnen wir das Bild eines Mannes von Durchschnittsbildung und Durchschnittsbegabung, der von seiner eigenen vornehmen Abkunft auf's höchste eingenommen ist und mit maßloser Verachtung und „aristokratischer Indignation" auf Leute unfreier Geburt herabsieht. Von den Vorurteilen seiner Zeit also keineswegs frei, gewinnt sein Bild etwas durch die treue Ergebenheit, mit der er an seinem Herrn, Ludwig d. Fr., hängt. Aber auch hier kann er von Parteileidenschaft getrieben sich nicht zu objektiver Auffassung der Dinge aufschwingen: Ludwigs Fehler übersieht er, seine Vorzüge stellt er in ein um so helleres Licht.

In denselben lobrednerischen Ton verfällt der Verfasser der anderen Vita, auch er ist in Sprache und Darstellung unbeholfen, sodaß auch seine Bildung nicht viel über das Durchschnittsmaß der Zeit hinausgegangen zu sein scheint. Wo sie indessen bedeutender darüber steht, ist er sich dessen wohl bewußt und verschmäht nicht, damit zu prunken und seine Kenntnisse in das rechte Licht zu stellen. Wie der Name so sind uns auch seine sonstigen Lebensschicksale unbekannt bis auf die Nachricht, er habe sich während der letzten Regierungsjahre Ludwigs d. Fr. an dessen Hofe aufgehalten[1]). Da er außerdem erzählt[2]), daß er am Hofe für eine Autorität auf astronomischem Gebiete gegolten und Ludwig selbst, der sich für diese Kunst sehr interessierte, ihn in solchen Angelegenheiten um seinen Rat gefragt habe, hat man sich gewöhnt, ihn den Astronomen zu nennen.

Mit seinen Kenntnissen sowohl wie mit seinen Be-

[1]) Vorwort, am Ende.
[2]) cap. 58.

ziehungen prahlt er gern. Etwa in der Weise Gregors von Tours schildert er „das an sich doch herzlich unbedeutende Ereignis, das zu seiner Bekanntschaft mit dem Kaiser führte, in aller Breite“ [1]). Nicht zu verkennen ist bei ihm auch ein gewisses Selbstbewußtsein, die Neigung, sich selbst, seine Fähigkeiten und sein Werk zu überschätzen. Voll Pathos berichtet er [2]), er wolle „den jetzt Lebenden“ und den künftigen Geschlechtern zum Vorbilde und zur Warnung das Leben Ludwigs beschreiben. Freilich sei das Unternehmen ein großes, selbst größere Männer als er seien der Gefahr unterworfen, einem solchen Stoffe zu erliegen. Mit diesen so bescheiden klingenden Worten schmeichelt er nur sich selbst, deutlich hört man die Genugtuung heraus, daß es ihm seiner Meinung nach gelungen war, den Stoff zu meistern. Freilich bekennt er, „mit wenig gelehrter Feder“ [3]) zu schreiben, aber trotzdem bemüht er sich, wenn auch mit wenig Erfolg, überall einen möglichst gelehrten Ton anzuschlagen und seine gewiß mannigfachen Kenntnisse an den Mann zu bringen, sodaß man den Eindruck gewinnt, er habe selbst nicht so recht an seinen stilus minus doctus geglaubt.

Wenn wir demnach aus dieser kleinen Schrift über des Verfassers Wesen und Charakter auch nur wenig erfahren, so dürfen wir ihm dennoch nicht ohne weiteres jedes individuelle Leben absprechen. Sehen wir doch, daß auch er, wenn sich die Gelegenheit bietet, gern von sich selbst spricht und seine Person in das rechte Licht stellt.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nunmehr dem Werke eines Mannes zu, das schon dadurch von vornherein unser größtes Interesse beanspruchen muß, daß es das erste und auf lange Zeit einzige Werk eines Laien ist: zu den historiarum libri IV des Nithard.

Nithard läßt uns in seinem Werke gar manchen Einblick in sein Leben tun. Wir erfahren von ihm selbst, daß

[1]) v. Ottenthal, a. a. O., S. 25, Note 49.
[2]) Vorwort.
[3]) stilus minus doctus.

er der Sohn Angilberts und der Bertha, der Tochter Karls d. Gr., war [1]). Zeit seines Lebens war er ein eifriger Anhänger Karls d. Kahlen, den er mit seinem Schwerte nicht minder eifrig und tatkräftig unterstützte wie mit der Feder. Im Jahre 840 ging er als Gesandter Karls zu Lothar [2]), in der Schlacht bei Fontanetum kämpfte er selbst auf dem Schlachtfelde mit [3]), und im Jahre darauf (842) war er einer der zwölf Gesandten Karls, die zu Aachen das von Lothar verlassene Reich mit Ludwig teilen sollten [4]).

Wie bei Gregor von Tours erfahren wir also auch hier aus dem Werk selbst manches über des Verfassers Lebensumstände. Doch nicht nur dadurch wird es uns interessant, sondern mehr noch durch den Umstand, daß es uns möglich ist, die Entstehung seiner Schrift zu verfolgen und damit einen Einblick in die Gedankenwelt und Gesinnung Nithards zu tun. Noch vor der Schlacht bei Fontanetum hatte er [5]) seine Aufzeichnungen begonnen und zwar im Auftrage Karls des Kahlen, der ihn beim Einreiten in Chalons sur Marne dazu aufgefordert hatte. Die Schrift sollte gleichsam eine Rechtfertigung vor der Mit- und Nachwelt hinsichtlich des Bruderkrieges bilden. Trotz des Mangels an Zeit hatte er sich der Aufgabe unterzogen und sie, so gut er konnte, erledigt. Für etwaige Mängel und Unebenheiten bittet er den König und die Leser daher um Verzeihung. Nachdem er im ersten Buche, das die Regierungszeit Ludwigs d. Fr. kurz rekapituliert, die Ereignisse bereits geschickt motiviert hat, kommt es ihm im zweiten darauf an zu zeigen, mit welchem geflissentlichen Eifer Lothar die Streitigkeiten in Szene gesetzt habe. Dieses zweite Buch führt uns bis zur Schlacht bei Fontanetum, und hier hatte sich Nithard den Schluß seiner Verteidigungsschrift gedacht. Dennoch sah er sich bald genötigt, ein drittes Buch hinzuzufügen, wie

[1]) IV, 5 am Schluß.
[2]) II, 2.
[3]) II, 10.
[4]) IV, 1.
[5]) Vorrede zum 1. Buch.

er in der Vorrede zu diesem Buche selbst sagt. Zwar werde es ihm nicht leicht, etwas Schlechtes über sein Volk zu berichten, aber die Furcht, ein anderer möge die weiteren Vorgänge entstellt berichten, drücke ihm auf's neue die Feder in die Hand. Mit noch größerem Unmute, voll Überdruß an den ganzen Händeln und in großer Sehnsucht, sich von dem Treiben der Welt zurückzuziehen, schreibt er endlich noch ein viertes und letztes Buch. Wiederum bezeichnet er das Bestreben, eine irrtümliche Auffassung der Vorgänge bei der Nachwelt zu verhindern, als den eigentlichen Beweggrund seiner Arbeit.

Auf diese Weise läßt uns Nithard an der Entstehung seines Werkes teilnehmen und zeigt uns in psychologischer Begründung die Motive, die ihn zur Abfassung bewogen. Seine Tüchtigkeit und sein sittlicher Ernst treten dabei klar zu Tage. Doch auch seine Wahrheitsliebe bewährt sich in seiner Schrift aufs trefflichste. Wiewohl es eine Parteischrift ist, die Karls Verhalten rechtfertigen soll, wiewohl er voll und ganz für Karl eintritt, bemüht er sich doch, einen über der Sache schwebenden Standpunkt einzunehmen. Natürlich ist es ihm, der mitten im Parteigetriebe stand, nicht immer gelungen, sich auch dem Gegner gegenüber völlige Unbefangenheit zu bewahren, aber das Bestreben, objektiv zu urteilen, ist unverkennbar. Er steht dabei noch ganz unter dem Eindruck der Weltmachtstellung Karls d. Gr. und der Ludwigs d. Fr. in seiner ersten Zeit, und von diesem Standpunkt aus beurteilt er die Vorgänge. Deshalb klagt er über den unseligen Bruderkrieg, durch den alles Unheil auf Erden[1]) veranlaßt wird. Darin sieht er die Strafe Gottes. Anstatt das Wohl des Staates im Auge zu haben, denke jeder an sich. Und von diesem Gedanken der Reichseinheit geleitet scheut er sich auch nicht, sogar Karls Handlungen zu kritisieren, wie er z. B. das Auseinandergehen der Truppen nach der Schlacht bei Fontanetum scharf ver-

[1]) Ja selbst strenger Winter, Mißwachs und Mißernte, Krankheiten und Seuchen unter dem Vieh (IV, am Schluß)!

urteilt[1]). Dieser sein Standpunkt ist aber in einer Zeit, wo der Gedanke der Reichsteilung alle Gemüter ergriffen hatte, ein durchaus individueller.

Daß Nithards Werk inhaltlich genommen einen so selbständigen, oft fast memoirenartigen Charakter trägt, liegt vor allem darin begründet, daß er sich nirgends auf fremde Quellen zu stützen braucht, sondern nur niederschreibt, was er selbst erlebt und gehört hatte, gibt er doch als einzige Quelle sein Gedächtnis an. Er berichtet eben als Augenzeuge, wie dies ja für die Ereignisse des 2.—4. Buches bei einem Manne, der beständig in Karls Umgebung war und von diesem zu den wichtigsten Missionen gebraucht wurde, ganz selbstverständlich war. Aber selbst das erste Buch konnte er sehr wohl aus eigener Erinnerung schreiben. Bestätigt wird das um so mehr durch chronologische Irrtümer, die ihm hie und da unterlaufen, wie das ja leicht geschehen kann, wenn man sich lediglich auf sein Gedächtnis verlassen muß.

„Auch in dem Stile endlich besitzt das Werk einen Reiz, denn er hat einen sehr individuellen Charakter; es ist unschwer zu erkennen, daß ein zwar literarisch gebildeter, aber ganz und garnicht gelehrter Soldat und Staatsmann die Feder führt: er faßt sich kurz, er liebt keine langen Perioden; viele und schöne Worte machen zu wollen, fällt ihm nicht ein, und dies um so weniger, als sein Wortschatz ein dürftiger ist; wie oft kehren dieselben Worte und Wendungen wieder! Auch vergreift er sich in den Ausdrücken und wird selbst durch Inkorrektheit dunkel“ [2]).

Von Nithards Individualität können wir uns nach allem, was wir ausgeführt haben, ein Bild machen, wie selten wieder bei einem Schriftsteller dieser Zeit. Dank der vorzüglichen Erziehung, die er durch seinen Vater Angilbert genossen hatte, und vermöge seiner guten Anlagen war es ihm möglich, eine gleich große Rolle als Kriegsmann, Staats-

[1]) III, 2.

[2]) Ebert, a. a. O., II, 374. Vgl. auch Mühlbacher, a. a. O., S. 13.

mann und Geschichtschreiber zu spielen. Er ist begeistert für den Gedanken der Reichseinheit und bedauert den unglückseligen Bruderkrieg aufs lebhafteste, da er sein Volk lieb hat und weiß, wie sehr es darunter zu leiden hat. Aber den Tatsachen Rechnung tragend hält er treu zu seinem Herrn, dessen Sache er mit dem Schwerte, dem Wort und der Feder zu fördern sucht. Dabei macht ihn aber seine Parteinahme durchaus nicht so blind parteiisch wie etwa einen Thegan, daß er an seinem Gegner kein gutes Haar ließe. Nach Möglichkeit ist er doch wenigstens bestrebt, objektiv zu urteilen, und so weiß er sich deshalb seinem Herrn gegenüber die Freiheit des Urteils zu bewahren.

Das letzte Werk der karolingischen Zeit, das wir in den Kreis unserer Untersuchung ziehen[1]), ist freilich ganz anderer Art als alle bisher behandelten: ich meine die Chronik des Regino von Prüm. Sie stellt einen der ersten Versuche dar, die Weltgeschichte in ausführlicher Darstellung zu behandeln, und schon deswegen verdient sie unsere Beachtung.

Regino erzählt uns selbst[2]), er habe sein Werk um das Jahr 908 vollendet in der Absicht, die Geschichte seit der Menschwerdung Christi bis zum gegenwärtigen Jahre zu schreiben. Suchen wir nach individuellen Zügen in seinem Buche, die uns ein Bild des Verfassers geben könnten, so fällt uns zunächst ein ungemein demütiger, ein die eigene Person scheinbar ziemlich tief einschätzender Ton auf, der das Ganze sowohl, als namentlich auch die Vorrede durchzieht. So fühlt er sich dem Bischof Adalbero von Magdeburg gegenüber, dem er seine „Chronica“ widmet, als „den geringsten unter allen Verehrern Christi“. Dennoch haben wir in allen diesen Worten, die scheinbar einen so persönlichen Eindruck machen, nicht das geringste individuelle

[1]) Die Annales Einhardi, Bertiniani und Xantenses habe ich absichtlich nicht hineingezogen, da sie mir zur Charakteristik ihrer Verfasser zu wenig Material zu bieten schienen.

[2]) Vorrede.

Moment zu sehen, denn sie sind nichts weiter als Redensarten, Formeln, die, obwohl schon früher vorhanden, von jetzt ab eigentlich stehend werden und sich in der Folgezeit bei fast allen Schriftstellern mehr oder weniger finden, ganz dem Geiste des Mittelalters entsprechend, das den Anstand in gesuchter Bescheidenheit erblickte.[1]) Alle diese Beteuerungen müssen, so demütig und unterwürfig sie auch klingen mögen, doch oft gerade den entgegengesetzten Eindruck bei uns hervorrufen. In je höherer und angesehenerer Stellung sich ein Verfasser befindet, desto häufiger nennt er sich „den geringsten" oder „den allerunwürdigsten der Knechte Christi", eine Art von man möchte fast sagen Koketterie, unter deren Hülle sich meist doch ein mehr oder minder starkes Selbstgefühl verbirgt. So liegt es auch bei Regino. Derselbe Mann, der den Adalbero bittet, sein Werk zu prüfen und es dann entweder zu billigen oder zu verdammen, ist doch allein schon von seinem Vorwort so eingenommen, daß er „jeden Leser beschwört, daß, wenn ihm diese seine Schrift, von welcher Beschaffenheit sie auch sei, gefallen sollte und er sie abgeschrieben wünschte, er dieses kleine Vorwort keinesfalls auslasse, vielmehr dasselbe auf die vordere Seite des Büchleins hinschreiben heiße".[2])

Ein gleiches Selbstgefühl aber läßt die Tatsache erkennen, daß auch er es in seinem Geschichtswerke nicht unterläßt, von sich selbst zu reden. Gewiß hat er sich wie die Schreiber der mittelalterlichen Annalen bemüht, die eigene Person hinter dem großen geschichtlichen Stoffe zurücktreten zu lassen, aber seine Individualität ist eben zu kräftig und sich ihrer selbst bewußt, als daß sie sich ganz zurückdrängen ließe. Zu groß war der Reiz und zu natürlich der Wunsch, auch die eigene Persönlichkeit der Nachwelt zu erhalten, was gewöhnlich als besonderes Kennzeichen

[1]) Vgl. Lamprecht, Deutsches Geistesleben unter den Ottonen (Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII, 13): „ . . . Diese und verwandte Züge gehörten durchaus zur geistigen Typik der Zeit; wahre Sittlichkeit war dem Menschen des 10. Jahrhunderts ohne sie undenkbar."

[2]) Vorrede am Schluß.

der Humanisten ausgegeben wird. So hat denn auch Regino die wichtigsten Daten seines Lebenslaufes in seine Chronik eingetragen.

Zum Jahre 885 berichtet er uns, daß er „zur damaligen Zeit trotz seiner Untauglichkeit an diesem Orte (gemeint ist das Kloster Prüm) Wächter der Herde des Herrn" gewesen sei. Im Jahre 892 wurde er Abt dieses Klosters als Nachfolger Faraberts. Doch nicht lange sollte er diese Stelle bekleiden, vielmehr mußte er schon sieben Jahre später einem gewissen Richar, dem Bruder zweier in Lothringen hochangesehener Grafen, Gerhard und Marfrid, weichen. Noch fühlt man aus den Worten, mit denen er über dieses in sein äußeres und inneres Leben tief einschneidende Ereignis spricht, die Erbitterung heraus, die ihn mit Recht erfüllen mußte. Ja, er hatte alle die gehässigen Anfeindungen seiner Gegner in seinem Werke offen aufgedeckt, „denn töricht erscheint es ihm, daß er, da er die Handlungen anderer und die Gründe der Ereignisse darzulegen sich zur Aufgabe gemacht habe, die Angelegenheit, die ihn betrifft, mit Stillschweigen übergehen soll". Ein Mann, der so spricht, kann nicht gering von sich gedacht haben, vielmehr klingt ein gesundes Selbstgefühl aus seinen Worten heraus. Leider ist nun nach dieser Stelle in sämtlichen Handschriften ein längeres Stück des Textes ausgefallen, so daß wir über die näheren Umstände doch im Dunkeln bleiben, was um so mehr zu bedauern ist, als dieser Abschnitt offenbar das persönlichste Stück des ganzen Buches war. Auch zum Jahre 899, dem Jahre seiner Absetzung, kommt er noch einmal in längerer Auseinandersetzung auf seine Angelegenheiten zu sprechen, verschweigt jedoch die näheren Tatsachen, „um sich vor dem Fehler der Weitschweifigkeit zu hüten".

Nur wenig ist es leider, was wir hiernach über die Individualität Reginos erfahren. Auf seine Gelehrsamkeit und sein Interesse an gelehrten Studien können wir aus dem gesamten Werk schließen, auf seine Belesenheit aus der Benutzung der zahlreichen Quellen. Daß er als Mönch und Abt religiös dachte und fühlte, zeigt auch der Umstand,

daß er seine Chronik von Christi Geburt anfangen läßt, obwohl ihm die Darstellung der fränkischen Geschichte die Hauptsache war. Auf seine Bildung und das von ihm verfaßte Werk mag er nicht wenig stolz gewesen sein, denn sein bedeutendes Selbstbewußtsein tritt deutlich zu Tage, wie er ja auch in der Chronik an den geeigneten Stellen nicht von sich selbst zu sprechen vergißt.

4.

Standen wir mit Reginos Chronik bereits auf der Schwelle der ausgehenden Karolingerzeit, so treten wir nun mit den weiter zu behandelnden Geschichtschreibern in das Jahrhundert ein, in dem die sächsischen Könige und Kaiser kraftvoll das Deutsche Reich lenkten. Es ist interessant zu beobachten, wie die nationale Erhebung unter ihnen nicht ohne Rückwirkung auf die Literatur, namentlich auch auf die Geschichtschreibung war. Als Otto I. auf dem Höhepunkte seiner Macht stand, schrieb die jüngere Hrotsuith zu Gandersheim ihr carmen de gestis Oddonis und Widukind zu Korvey die Geschichte seines Volkes.

Spärlich nur sind die Nachrichten, die wir aus Widukinds sächsischen Geschichten über sein eigenes Leben entnehmen können. Im Vorwort zum ersten Buch nennt er sich selbst „den Korveyer Widukind“. Hier in Korvey ist er Mönch gewesen, bescheiden nennt er sich „den Geringsten unter den Dienern der Blutzeugen Christi Stephanus und Vitus“. Wir erfahren sodann[1]), daß er sich früher mit Werken über „Die Triumphe der Streiter des höchsten Gebieters“, mit Heiligenleben beschäftigt habe. Nun glaube er, was er seinem Berufe schuldete, geleistet zu haben, und so wolle er jetzt „seine Kräfte der Verehrung gegen seinen Stamm und sein Volk, soweit er es vermöge, weihen“. Da sein Werk mit dem Jahre 967 abbricht, die Widmung aber

[1]) I, 1.

die Äbtissin Mahthild als Kaisertochter anredet, muß sein Werk zwischen 962 und 967, wahrscheinlich also kurz vor 967 abgefaßt sein. Weiter ist uns über seine äußeren Lebensumstände nichts bekannt.

Die drei Bücher seines Werkes scheint er einzeln gleich nach ihrer Vollendung an Mahthild geschickt zu haben, denn in der Vorrede zum dritten Buche spricht er bereits von einer verschiedenen Beurteilung, die sein Werk erfahren habe, „weil es des Glanzes der Gedanken und der Sprache ermangele", was doch voraussetzt, daß seine ersten beiden Bücher inzwischen von einem größeren Leserkreise gelesen worden sind. In der Tat ist sein Stil nicht gerade bestechend. So viel er uns auch allenthalben berichtet, daß die gelehrten Studien im Korveyer Kloster nicht ruhten, ist seine Sprache doch unbeholfen und nur zu oft gesucht, wenn er antike Vorbilder nachahmt. Macht es ihm doch nichts aus, auch gelegentlich Unsinn zu reden, nur um eine Phrase anzubringen, für die er sich begeistert hatte.[1]) Wenn man freilich ihm allein nicht zur Last legen kann, was ein Fehler seiner Zeit war, so ist doch zu konstatieren, daß sein Stil keineswegs irgendwelches individuelle Gepräge trägt.

Auch über den Zweck seiner Schrift spricht er sich aus. Des Kaisers Tochter Mahthild war eben erst (967) zwölf Jahre alt geworden, war also noch ein Kind, wenn auch die Quedlinburger Annalen berichten, daß sie körperlich und geistig mehr als ihre Altersgenossinnen entwickelt gewesen sei.[2]) Zu ihrer Belehrung hauptsächlich scheint Widukind sein Werk, das er ihr auch gewidmet hat, geschrieben zu haben. Denn wenn er auch indirekt auf einen weiteren Leserkreis gerechnet und gehofft haben wird, so wendet er sich in der Widmung doch ausschließlich an Mahthild.[3]) Um sie zu erfreuen, zu ihrer Unterhaltung und Belehrung habe er „die Taten ihres großmächtigen Vaters und ihres ruhmreichen Großvaters" aufgeschrieben. Freilich nicht alles

[1]) Vgl. I, 34.

[2]) Annal. Quedlinb. zu 999.

[3]) Abgesehen von einer Stelle, wo er auch von „Lesern" spricht.

könne und wolle er erzählen, sondern nur kurz (strictim) und mit Auswahl, um deutlich zu sein und nicht zu ermüden.[1])

Das Bild, das wir uns aus allen diesen Selbstaussagen Widukinds über seine Person und sein Werk von ihm machen können, ist keineswegs ein sehr deutliches, nur in schattenhaften Umrissen steht es vor uns. Trotzdem können wir es doch noch vielfach ergänzen, wenn wir sein Werk selbst reden lassen, denn „sein Buch ist beredt".[2])

Fragen wir zuerst nach seiner geschichtlichen Auffassung, d. h. nach der Art und Weise, wie sich der Gang der geschichtlichen Ereignisse in seinem Innern und damit in seinem Werke widerspiegelt. Dabei ist es für unsere Zwecke völlig gleichgültig, inwieweit Widukind „glaubwürdig" und daher als historische Quelle zu benutzen ist, vergegenwärtigen muß man sich allein den Zweck, den Widukind mit seinem Buche verfolgt. Er will sächsische Geschichte, also Stammesgeschichte schreiben, und dieser Umstand bedingt ja selbstverständlich eine gewisse Beschränkung hinsichtlich der Auswahl des Stoffes. Aber wir dürfen uns dadurch nicht täuschen lassen; es ist nicht nur der Gegenstand, der Widukinds Horizont so klein erscheinen läßt, er ist in der Tat kein allzu weiter. Welcher Unterschied besteht zwischen Werken der karolingischen Zeit und Widukinds Buch! Dort doch meist der universale Standpunkt, der es wenigstens versucht, auch das ferner Liegende in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, hier ein einseitig beschränkter, der an die Heimat gebunden ist und nicht darüber hinaus kann. Auffällig ist, wie wenig Verständnis er für Personen, Ereignisse und Zustände außerhalb Sachsens hat, wie seine Nachrichten da gleich verwirrt und unzuverlässig werden.[3]) Aber nicht nur, daß er fremde Stämme und Völker kaum kennt, nein, mit der Selbstüberschätzung des Ignoranten

[1]) 1. Vorwort.
[2]) Hauck, a. a. O., III, 312.
[3]) I, 16, 19, 29. II, 35, 39.

verachtet er sie auch samt und sonders, erhebt er sein eigenes Sachsenvolk bis in den Himmel. Die Thüringer, von denen er erzählt, wie sie sich von den Sachsen überlisten ließen[1]), die er an anderer Stelle ganz ohne jeden Grund die Flucht ergreifen läßt[2]), erscheinen bei ihm als dumm und feige, von der Treulosigkeit der Franken[3]) meint er nicht noch reden zu brauchen, da man in ihrer eigenen Geschichte hinlängliche Auskunft darüber fände. Noch weniger schätzt er scheinbar die Lothringer, von deren Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit, kriegerischer Unfähigkeit nach außen, räuberischem Unwesen im Innern er immer wieder erzählt. Erst ein Sachse, der Erzbischof Brun, bringt dem Lande Ruhe, Ordnung und gesetzliche Zustände.[4]) Die Britten sind ihm ein weichliches und dem Kriege abgeneigtes Volk[5]), von den Wenden vollends spricht er nur mit tiefster Verachtung.[6]) Wie wenig dennoch auf alle diese Urteile zu geben ist, wie sehr sie nur aus dem Bestreben hervorgehen, den eigenen Stamm in ein um so helleres Licht zu setzen, geht allein schon daraus hervor, daß er sich gelegentlich selbst widerspricht. Die Lothringer, von denen er einmal behauptet, sie seien zum Kriege untüchtig, erscheinen an anderer Stelle als ein stets zum Kriege bereites Volk.[7]) Alle diese Charakterisierungen sollen eben nur als Hintergrund dienen, um die Tüchtigkeit des eigenen Volkes um so heller erstrahlen zu lassen. Wenn daher Ebert[8]) von Widukinds „leidenschaftslosem Charakter“ spricht, so scheint mir dies wenigstens in dieser Hinsicht keineswegs zuzutreffen, eher möchte ich Hauck zustimmen, der ihn für „den befangensten unter den älteren deutschen Geschichtschreibern

---

[1]) I, 4—7.
[2]) II, 3.
[3]) varia fides Francorum I, 14.
[4]) I, 30. II, 15, 36.
[5]) gens mollis et pigra belli I, 8.
[6]) Vgl. z. B. I, 36.
[7]) genus hominum imbelle II, 15. — gens bellis prompta I, 30.
[8]) Ebert, a. a. O., III, 433.

erklärt".[1]) Er hat eben eine Leidenschaft. die dem ganzen Werke ihr Gepräge aufgedrückt hat und die überall deutlich hervorspringt: die Leidenschaft der heißen Liebe zu seinem angestammten Sachsenvolke und seinen Fürsten. Ein Hauch von warmem Patriotismus durchdringt das Ganze vom ersten bis zum letzten Worte, der, so wohltuend er uns auch anmutet und wie sehr er auch für Widukind einnimmt, sein objektives Urteil doch oft stark trübt.

Sächsische Geschichte will er schreiben, und so geht er denn, wie Paulus Diakonus, mit dem sein Wesen überhaupt mannigfach übereinstimmt. zurück in die Zeiten der Sage, erzählt uns die alten Stammessagen und freut sich an den kraftvollen Gestalten der alten Recken. Freilich macht ihn auch hier wieder das Bestreben, sein Volk auf jeden Fall zu verherrlichen, kritiklos, so daß er z. B. ruhig die „einfältige Erfindung eitler Schulmeister"[2]) aufnimmt, die Sachsen seien Nachkommen der Krieger Alexanders d. Gr. Überall erscheinen die Sachsen als das siegreiche, treffliche Volk[3]), ihre Gesandten läßt er gar stolze und selbstbewußte Worte sprechen, die Feinde aber bewundern diese Helden mit ihren gewaltigen Leibern und ihrer hervorragenden Körperkraft.[4]) Alles gelingt den Sachsen, jeder Kampf geht siegreich für sie aus, Niederlagen gibt Widukind einfach nicht zu. Über die gewaltige Festigkeit ihres Mutes staunt jedermann. Der überall bekannte Schlachtruf der Sachsen flößt allen Völkern Entsetzen ein, ja die feindlichen Pikten fliehen bei ihrem bloßen Anblick.[5]) Liebe zu seinem Volke ist es auch, die ihn sogar zur Umkehrung aller sittlichen Begriffe verleitet. Als bestes Beispiel dafür sei hier der Fall genannt, wo er die Geschichte von der hinterlistigen Ermordung der thüringischen Häuptlinge durch die Sachsen erzählt. Was ist das Ergebnis dieser doch gewiß scheuß-

[1]) Hauck, a. a. O., III, 313, Note 5.
[2]) Hauck, a. a. O., III, 314.
[3]) I, 8.
[4]) I, 9.
[5]) I, 8.

lichen Tat? „Nun fingen die Sachsen an, einen Namen zu bekommen und den benachbarten Völkern einen gewaltigen Schrecken einzujagen.“ [1]) In fast sinnloser Weise wird so alles zum besten für das Volk gewendet, der Ruhm seiner Sachsen ist ihm der einzige Leitstern im ganzen Werke.

Freilich tritt auch im Laufe der Erzählung sein christliches Bewußtsein zu Tage, das es selbstverständlich findet, daß auch seine Sachsen sich bekehrten, wenn auch um den Preis der Unterwerfung unter die Franken. Aber mit dem heiligen Veit, dem Schutzpatron des Sachsenvolkes, kam bald auch die alte Freiheit wieder, und nun steht sein Volk kraftvoll da: aus ihm stammen die gegenwärtigen Kaiser, die Beherrscher aller Stämme, selbst der einst so mächtigen Franken. Beinahe erscheine Europa jetzt zu klein für das mächtige Volk der Sachsen! [2]) Aber nicht als deutsche Kaiser, als sächsische Fürsten erscheinen Heinrich und Otto bei Widukind. Ja, sein sächsischer Standpunkt hat ihn z. T. völlig blind gemacht für die großen weltgeschichtlichen Aufgaben, die seine beiden Helden vollbrachten. Als ein Beispiel für viele sei nur erwähnt, daß er die Kaiserkrönung, dieses wichtige weltgeschichtliche Ereignis, überhaupt nicht erwähnt, obwohl er es doch sicher gekannt hat, da seine vielfachen Beziehungen zum Hofe aus vielen Anzeichen, nicht zum wenigsten aus der Widmung an Mahthild, hervorgehen. Zweierlei hat ihn jedenfalls bewogen, die Kaiserkrönung zu verschweigen: einerseits sollte Heinrich nicht hinter Otto zurückstehen, andererseits stand ihm, da beide als Sachsenkaiser erscheinen sollten, die Krönung gerade in Rom überhaupt im Wege. Aber Widukind hat auch, soviel er die Worte Kaiser und Kaisertum gebraucht, von ihrem wirklichen Inhalt in der Tat keinen Begriff, geht ihm doch für den Unterschied in der Stellung Heinrichs und Ottos jeder Blick und jedes Verständnis ab.

Mag Widukind so auch manches verschweigen, wie namentlich alles das, woran erinnert zu werden der kaiser-

[1]) I, 6.
[2]) I, 34.

lichen Familie nicht angenehm sein konnte, mag er auch getrieben von seiner warmen Liebe zu seinem Volke manches tendenziös entstellen, Wahrheitsliebe werden wir ihm doch im ganzen nicht absprechen können. Namentlich in seinen Charakterschilderungen, an denen sein Buch überhaupt reich ist, versucht er, möglichst unbefangen im Urteil zu bleiben, so namentlich, wenn er von den Gegnern der beiden Helden spricht.[1]) Deshalb kann man es ihm auch nicht zum Vorwurf machen, wenn er den einzelnen Gliedern des königlichen Hauses auf eine oft recht plumpe Art schmeichelt, kann er doch sogar dem Kinde Mahthild gar nicht begeistert genug seine Ergebenheit betonen, preist er sie doch als Herrin Europas, ja fast auch von Afrika und Asien[2]), spricht er doch in den höchsten Lobpreisungen von dem Glanze ihres Ruhmes und ihrer Weisheit. Während Wattenbach gemeint hat, „er schmeichle mehr, als die Devotion gegen das Haus der Ottonen entschuldigen könne“[3]), urteilt Hauck m. E. richtiger, wenn er ihn mit dem Mangel an Bildung entschuldigt: „es ist nicht das feine und feile Lob des Höflings, das er spendet, sondern das aufrichtig gemeinte Lob eines Bauern, der meint, die Farben nicht dick genug auftragen zu können“[4]).

Widukinds Buch muß uns vor allem deswegen von so großem Wert und hoher Bedeutung sein, weil es uns in geradezu seltener Weise zeigt, wie der politische Aufschwung, den das Sachsenvolk im letzten Jahrhundert genommen hatte, auf die einzelnen Glieder des Volkes rückgewirkt hatte. Dieses hohe Gefühl patriotischer Begeisterung war nur eine Folge der letzten geschichtlichen Ereignisse, beides verhält sich zu einander wie Ursache und Wirkung. Ja diese Liebe und dieser Stolz auf sein Volk ist in ihm so mächtig, daß darüber andere Interessen zurücktreten, merkwürdigerweise sogar solche, die ihn als Mönch zuerst erfüllen sollten. In

[1]) Vgl. z. B.: Die Charakteristik Eberhards II, 7.
[2]) Vorrede zu Buch II.
[3]) Wattenbach, a. a. O., I, 310.
[4]) Hauck, a. a. O., III, 314, Note 5.

jene Zeiten fallen die ersten Versuche der Christianisierung und Germanisierung des wendischen Ostens, Widukind aber erscheinen sie so unwichtig, daß er ihrer überhaupt keine Erwähnung tut. Und an anderer Stelle zeigt er, daß er für die damals aufkommende Klosterreform überhaupt kein Verständnis besaß. Er erwähnt den Versuch, weist ihn aber seinerseits mit dem ziemlich einfältigen Hinweis auf das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Matth. 13, 29) ab.[1])

So leuchtet aus Widukinds Werk das Bild seiner geistigen Physiognomie deutlich und klar hervor, so wenig wir auch über den äußeren Verlauf seines Lebens unterrichtet sind. Nicht nur hebt er sich seiner Individualität nach aufs beste von den anderen bisher betrachteten Schriftstellern ab, sondern auch, und das muß für das Ergebnis unserer Untersuchung besonders wertvoll sein, von demjenigen Manne, mit dem er die größte Ähnlichkeit zu haben scheint, von Paulus Diakonus. Beide leben nur 150 bis 200 Jahre voneinander getrennt, nach Lamprechts Ansicht müßten beide sich ihrer geistigen Veranlagung wie Produktion nach bis aufs Haar gleichen. Dennoch sind sie bei aller Ähnlichkeit Männer von grundverschiedenem Naturell gewesen, und das beweisen uns noch heute ihre Werke. Beide waren Mönche und als solche in demselben Ideenkreise aufgewachsen. Beide schrieben die Geschichte ihres Volkes, das sie über alles liebten, beide waren warmherzige Patrioten. Aber dem stehen auch tiefgreifende Unterschiede gegenüber. Der Italiener ist, obwohl er so viel früher gelebt hat, seinem deutschen Ordensbruder an Weite und Größe der Auffassungsgabe weit überlegen. Paulus Diakonus läßt bei aller Vaterlandsliebe auch anderen Völkern Gerechtigkeit widerfahren, Widukind glaubt seinem Stamme nur dadurch dienen zu können, daß er ihn allein verherrlicht, alle anderen Völker aber tiefer stellt. Jener hat einen Blick für Verhältnisse, die selbst weit über die Grenzen

[1]) Vgl. II, 37, 38.

seiner Heimat hinauslagen, dieser wird sofort unsicher, sobald er den gewohnten heimatlichen Kreis überschreitet, was freilich selten genug der Fall ist. Die weltgeschichtliche Bedeutung selbst fremder Herrscher, wie eines Justinian, ist Paulus Diakonus klar geworden, Widukind fehlt sogar für die der eigenen Stammesfürsten jegliches Verständnis. Nur um das Bild zu ergänzen sei daneben noch hingewiesen auf den individuellen Stil des Langobarden, dem selbst feine Detailmalerei gelegentlich gelingt, und im Gegensatz dazu auf das plumpe, schwerfällige Gewand von Widukinds Werk. Merkwürdig und doch in jener Zeit verständlich genug, wie der Vergleich zu Gunsten des Paulus Diakonus ausfällt! Und dennoch wird das Bild des so begeistert schreibenden Patrioten in der stillen Klosterzelle zu Korvey immer etwas Anziehendes und Anheimelndes für uns haben.

Wenden wir uns im folgenden der Hrotsuith zu, der einzigen Geschichte schreibenden Frau, die das frühe Mittelalter aufweist! Es ist nicht allzu viel, was wir aus Hrotsuiths Schriften über ihren Lebensgang erfahren. Über ihr Geburtsjahr läßt sie uns zwar im Ungewissen, doch lassen ihre gelegentlichen ungefähren Angaben[1]) auf den Anfang der dreißiger Jahre als ihr Geburtsjahr schließen, so daß sie etwas über 30 Jahre alt gewesen sein mag, als sie die Gesta schrieb. Im Gandersheimer Kloster, in das sie später kam, hatte sie zu Lehrerinnen die Rikkardis, später aber Gerberg, die Nichte Ottos I. Sie fühlte sich hier im stillen Kloster befriedigt, denn wenn sie auch wohl weiß, daß draußen in der weiten Welt viel Großes geschieht, so ziemt nach ihrer Meinung „dem gebrechlichen Weibe“ doch mehr „die Stille des ruhigen Klosters“ [2]), ja sie preist ihr Kloster glücklich.[3]) Gerberg war es auch, die sie zum Schreiben aufforderte. Mochte daher in ihrem Bildungsgange nichts Außerordentliches liegen, dadurch, daß sie den für die da-

[1]) primord. 525, praef. in opp. metr. S. 3.
[2]) gesta Odd. 243 f.
[3]) primord. praef. 2.

malige Zeit gewiß großen Schritt wagte, zu schriftstellern, erhob Hrotsuith sich weit über die anderen Nonnen ihres Klosters und ihrer Zeit. Anfangs freilich war sie noch befangen, heimlich und verstohlen nur wagte sie, sich im Versemachen zu üben.[1]) Je älter sie wurde und je sicherer sie sich fühlte, desto mehr stieg auch ihr Selbstvertrauen, fanden doch ihre Arbeiten vielfache Anerkennung. Im carmen de gestis Oddonis aber äußert sie bereits stolz, niemandes Tadel zu fürchten, nur Gerbergs Urteil unterwerfe sie sich.[2])

Wenn wir im folgenden des näheren auf Hrotsuiths Schriften eingehen, so ziehen wir ausnahmsweise hier auch ihre Legenden und Komödien, also Schriften nicht historischen Inhalts, mit in den Kreis unserer Betrachtung, da das Verhältnis der einzelnen Schriftgattungen zu einander für die Beurteilung der Individualität Hrotsuiths von Belang ist.

In den Legenden wandelt Hrotsuith lediglich in den alten Bahnen, ängstlich hält sie sich an ihre Vorbilder, Zug für Zug malt sie nach, nirgends vermag man etwas Selbständiges zu entdecken. Nirgends ein Versuch, tiefer in den Gegenstand einzudringen oder gar ihre Personen psychologisch verständlich zu machen.[3]) Wir haben hier wahrhaft feststehende Typen, keine lebendigen Menschen. Ihre Legenden könnten ebensogut hundert Jahre früher geschrieben sein, der Geist, den sie atmen, ist derselbe wie zur Karolingerzeit. Zur Erbauung sind sie geschrieben, zur Verherrlichung mönchischer Tugenden, vor allem der Virginität.

Darin reichen sie sich die Hand mit ihren Komödien. Dennoch bieten uns diese einen Anhalt, einen Einblick in Hrotsuiths Individualität zu tun. Die Komödien sind weit frischer und lebendiger, offenbar sind sie ihr viel besser gelungen als die Legenden. Das liegt aber darin begründet, daß ihr ganzes Wesen, „ihr lebhaftes, verständiges Temperament“[4]) sie mehr dazu befähigte, mit knappen, treffenden

[1]) Hauck, a. a. O., III, 307.
[2]) praef. in opp. metr. S. 2.
[3]) praef.
[4]) Gegen Ebert, a. a. O., III, 298.

Worten das Richtige zu sagen, als gestützt auf ruhiges Nachdenken und Reflexionen den erzählenden Ton der Legende einzuschlagen. Dennoch ist ihr auch hier die Charakterisierung der einzelnen Personen kaum mehr gelungen als in den Legenden. Ihre Menschen sind Schablonen, ja oft verzichtet sie geradezu auf irgendwelches individuelle Charakterisieren. Höchstens gelingen ihr weibliche Charaktere besser, in die sie sich als Frau eben besser hineinversetzen konnte.[1]) Und wenn schon ihr ganzes Wesen sie mehr auf die Komödie hinwies, so sind ihr auch hier die komischen Figuren und die lächerlichen Situationen dank ihrer Begabung am besten gelungen.

Hrotsuiths chronologisch späteste Schriften sind endlich ihre beiden historischen Werke, die für unsere Zwecke ja hauptsächlich in Betracht kommen: das carmen de gestis Oddonis I. imperatoris und die primordia cœnobii Gandersheimensis. Wenn man sie gelesen hat, könnte man sich versucht fühlen zu fragen, ob beides eigentlich historische Schriften im strengsten Sinne sind. Denkt man an die Schmeicheleien, die sie fortgesetzt Otto und seinem Geschlechte sagt, an den lobrednerischen Ton, der beide Werke, vornehmlich aber die Taten Ottos erfüllt, an die Art und Weise vor allem, wie Otto dargestellt wird, so wird man gestehen, daß es sich mehr um Familiengeschichte, denn um Reichsgeschichte handelt: „das Erhaltene ist in geschichtlicher Beziehung als eine Produktion damaliger sächsischer Hofhistoriographie anzusehen".[2]) Doch wichtiger ist die Frage, ob es ihr denn gelungen ist, Otto wirklich individuell zu erfassen und zu charakterisieren, ob sie wirklich ein Verständnis für ihre Zeit besaß. Beides muß verneint werden. Das Bild, das sie von Otto entwirft, ist durchaus

[1]) Vgl. vor allem die Maria im „Abraham", deren Bekehrung in der Tat psychologisch verständlich gemacht wird.

[2]) Pfund, Vorwort S. X (in Geschichtschreiber X, 5). — Auf den Charakter der Carmina als einer Familiengeschichte hat vor allem Waitz entschieden hingewiesen: Über das Verhältnis von Hrotsuiths Gesta Oddonis zu Widukind. Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. IX, 336.

„legendarisch“, nach dem Muster der Heiligenbiographie wird Otto dargestellt, niemals macht sie auch nur den Versuch, die Entwicklung psychologisch zu motivieren. Im entscheidenden Moment greift Gott in die Geschichte ein, „Gebet und Erhörung, Glaube und Behütung folgen sich Schlag auf Schlag“.[1]) Auch er wird, wie einst Karl d. Gr., mit David verglichen, der Sauls Nachstellungen entgeht[2]), religiöse Gesichtspunkte beherrschen die Darstellung.[3]) Und wie sie Otto nicht zu verstehen vermag, so hat sie auch für die Geschichte ihrer Zeit, für Kaiserwürde und Kaisertum kein Verständnis. Es sind vollkommen die Gedanken vergangener Zeiten, die ihre Vorstellungen davon beherrschen, überhaupt interessieren beide sie nur insoweit, als sie dem Glanze und der Macht der Kirche dienen.[4])

Eigenartig genug muß diese Frau in ihrem Denken und Vollbringen gewesen sein. Wie wir sahen, hatte sie ja in ihrer Erziehung, wie in ihrem ganzen Bildungsgange nichts vor den Nonnen ihrer Zeit voraus. Wenn sie trotzdem allein den für die damalige Zeit doch gewiß großen Schritt gewagt hat, allem Vorurteil zum Trotz zur Feder zu greifen, so muß es schon ein gewichtiger Faktor gewesen sein, der sie dazu veranlaßt und ermutigt hat. Dieser Faktor aber ist allein in ihrer Individualität zu suchen. Ihre ganze geistige Veranlagung drängte und befähigte sie dazu. Nach anfänglichem Schwanken fand sie die ihrer Eigenart am meisten zusagende Dichtungsart im Drama, und hier allein hat sie es wirklich zu individuellen, zu originalen Schöpfungen gebracht. Für die Geschichtschreibung war ihr lebendiges, fast derbes Temperament offenbar nicht so sehr geeignet, so daß sie denn hier auch nur in den altgewohnten Gleisen wandelt. Dabei ist es uns möglich, die Entwicklung

[1]) Hauck, a. a. O., III, 310. Vgl. Gesta Odd. 266 f. Primord. 238 ff.

[2]) Gesta Odd. 251 ff.

[3]) Vgl. auch Gesta Odd. 1 ff., 17 ff., 25 ff., 132 ff., 251 ff. Primord. 458 ff.

[4]) Vgl. Gesta Odd. 48 ff., 143 ff.

ihres schriftstellerischen Bewußtseins vom ersten zaghaften Bangen des Anfängers durch das Gefühl der Genugtuung über die ersten Erfolge hindurch bis zum stolzen Selbstbewußtsein des beifallgewohnten Autors zu verfolgen. Und doch blieb diese eigenartige Frau ihr Leben lang ein Kind ihrer Zeit. Wohl wußte sie eine Ausnahmestellung unter den Frauen des Mittelalters zu erringen, aber nicht unter den schriftstellernden Männern dieser Periode. Auf die Mängel ihrer Kunst, auf das völlige Verzichten einer tieferen psychologischen Begründung der von ihr geschilderten Personen und Ereignisse haben wir ja oben genügend hingewiesen. Sie steht in dieser Hinsicht eben auf gleicher Stufe mit vielen anderen Geschichtschreibern, die vor und nach ihr lebten, erst einer späteren Zeit sollte das Bewußtsein des wahren Wesens der Geschichtschreibung aufgehen.

Auch Liudprand muß, obwohl Lombarde von Geburt und seinem ganzen Wesen nach ein echter Italiener, doch unter die deutschen Geschichtschreiber gezählt werden, da er sich nicht nur längere Zeit in Deutschland aufgehalten, sondern auch im Dienste Ottos I. gestanden und sich in seinen Werken, von denen das bedeutendste sogar in Deutschland geschrieben ist, zum großen Teil mit deutscher Geschichte befaßt hat.

Wohl keine andere Schrift des Mittelalters trägt ein so individuelles Gepräge wie Liudprands Antapodosis, die er in der ausgesprochenen Absicht, sich für die erfahrenen Unbilden und Beleidigungen an Berengar und Willa zu rächen [1]) in Deutschland geschrieben hat, und seine Relatio über seine Sendung nach Konstantinopel im Jahre 968. Persönliche Motive waren es auch bei der ersteren allein, die ihn zu ihrer Abfassung bewogen, und bei der zweiten spielten sie mit hinein. Nicht nur von seinen Lebensschicksalen, sondern auch, was für unsere Zwecke wichtiger ist, von seinem Wesen und Charakter können wir uns aus ihnen ein Bild machen, wie selten wieder von einem Manne im

[1]) Antapod. III, 1.

Mittelalter. Versuchen wir es, uns von der Individualität dieses Mannes ein Bild zu entwerfen.

Als ein Hauptzug seines Wesens fällt sofort in die Augen sein großes Selbstbewußtsein, wie wir es erst Jahrhunderte später wieder in der Zeit des Humanismus und der Renaissance ausgesprochen finden. Er ist stolz, daß er schon als Knabe von keinem Altersgenossen an Wohlklang der Stimme übertroffen wurde[1]). er schmeichelt sich, von jeher durch sein schönes Äußere die Augen der Frauen auf sich gelenkt zu haben.[2]) Er rühmt sich seiner Charakterfestigkeit[3]), einer Tugend, von der man ihm gerade am allerwenigsten etwas anmerkt. Nicht wenig tut er sich auf seine klassische Bildung zu gute, durch die er sich allerdings vor seinen meisten Zeitgenossen auszeichnete. Wo es nur geht, sucht er mit seiner Redegabe zu glänzen, er hält sich selbst für sehr beredt und traut der Wirkung seiner Rede Wunderdinge zu.[4]) Griechisch, läßt er vor seiner Abreise nach Konstantinopel seinen Stiefvater sagen, werde ihm keine Schwierigkeiten machen, da er ja „den Becher des Lateinischen schon in seinen Knabenjahren bis auf den Grund geleert" habe.[5]) Nachdem er aber Griechisch gelernt hatte, sucht er seine Gelehrsamkeit bei jeder Gelegenheit an den Mann zu bringen, prunkt er doch in der Antapodosis allenthalben mit griechischen Worten und Citaten, die an sich gar keinen Zweck hatten, da er sie zum Verständnis seiner Leser doch übersetzen muß. So sucht er eben, wo er nur kann, sich und seine Fähigkeiten in das rechte Licht zu setzen, gegebenenfalls scheut er sich auch nicht, andere sein Lob verkünden zu lassen. Und in der Tat müssen wir ihm die Anerkennung zollen, ein geistig bedeutender Mann gewesen zu sein. Sein Buch ist nicht gerade geschickt angelegt, der Stoff nicht immer planmäßig

[1]) Antapod. IV, 1.
[2]) Rel. 23.
[3]) Antapod. VI, 3.
[4]) Ebenda.
[5]) Ebenda.

geordnet, aber er versteht zu erzählen. Mit Lebhaftigkeit und Witz, bald mit gemütlichem Humor, bald mit beißendem Sarkasmus weiß er das Interesse des Lesers zu fesseln.[1])

Bei einem so gewandten Manne kann es uns denn auch nicht wundern, daß er eine große Rolle als Politiker spielte. Schon seine höfische Erziehung hatte ihn dazu befähigt, während er der priesterlichen Tätigkeit wohl nie hatte rechten Geschmack abgewinnen können; wenigstens ist es auffällig, wie wenig er religiöse Dinge berührt, bekennt er doch im Gegenteil alle seine schlechten Eigenschaften mit einer Offenheit und Unbefangenheit, die deutlich zeigt, wie wenig er sich ihrethalben Sorgen machte, und die, wenn wir ihn mit den sonstigen mittelalterlichen Geschichtschreibern vergleichen, fast erschreckend wirkt. Durch seine mannigfachen Berührungen mit Ausländern, durch seinen Aufenthalt in Byzanz und Deutschland hatte er natürlich einen weit größeren Gesichtskreis erhalten, als die meisten seiner Zeitgenossen. Voller Interesse und im Drange, sein Wissen zu bereichern, hatte er sich in Konstantinopel gehörig umgesehen, so daß er von dem Palaste des byzantinischen Kaisers, von den Festen und variétéartigen Aufführungen daselbst Wunderdinge zu berichten weiß.[2]) Mit offenen Augen und klarem Verständnis hatte er gar manche Unterschiede zwischen den dortigen Verhältnissen und denen seiner Heimat erkannt. Aber auch hier stört nun wieder bei aller Anerkennung, die wir seinem Talente als Politiker und Staatsmann zollen müssen, das allzu große Selbstbewußtsein, mit dem er sich seiner Vorzüge bewußt ist. Wie sehr weiß er nicht darauf aufmerksam zu machen, wie selbstlos er sich doch eigentlich im Dienste Ottos aufgeopfert habe, die ganze Relatio ist ja eine Geschichte seiner Leiden und Anstrengungen, die er für seinen Herrn ertrug.

---

[1]) Vgl. Schneider, a. a. O., S. 20: Liudprand ist eine Persönlichkeit auch seinem Stil nach.

[2]) Antapod. VI, 5 ff.

Noch eine dritte Seite seines Wesens tritt uns aus seinen Werken entgegen: seine Natur als Höfling. Daß ihn zu einem solchen sein ganzes Naturell und seine Kenntnisse aufs beste befähigten, wird nach dem Angeführten nicht mehr zweifelhaft sein. Als echter Hofmann dient er seinem jeweiligen Herrn mit Treue und Hingebung, um ihn dann, wenn er von ihm fallen gelassen ist, mit Spott und Hohn zu überschütten. Eine niedere Rachsucht tritt dann in seinem Wesen zu tage, und diese nicht zum mindesten war ja mit ein Motiv zur Abfassung seiner Antapodosis. Er scheut kein Mittel, um seinem Zorn gegen Berengar und Willa Ausdruck zu geben, satirische Bemerkungen und unkontrollierbare, schmutzige Geschichten verschmäht er sogar nicht, um ihr Andenken zu verunglimpfen. Ebenso sucht er sich in der Relatio an den Griechen für die erfahrene Behandlung zu rächen. Andererseits schmeichelt er, der Charakterfeste, seinen jeweiligen Gönnern aufs höchste. Seine Ergebenheit gegen den deutschen Kaiser sucht er immer aufs neue darzutun, ja er scheut sich nicht auszusprechen, daß er allein durch das Verdienst der Kaiser von dem Untergange im Seesturm auf der Heimreise gerettet sei[1]), wie überhaupt die ganze Antapodosis mit hinausläuft auf eine Verherrlichung des sächsischen Hauses und Ottos I.

Wir sehen, wie vielseitig das Bild ist, das wir uns von der Individualität Liudprands machen können. Ein vielseitig gebildeter und geistreicher, aber auch äußerst selbstbewußter Schriftsteller, ein geschickter Politiker, der für die Sache seines Herrn voll und ganz eintritt, ein gewandter Hofmann mit allen seinen Licht- und Schattenseiten: das sind die hauptsächlichsten Charakterzüge, soweit wir sie aus seinen Werken uns rekonstruieren können.

Aufmerksam machen möchte ich endlich noch auf seine von uns nicht berücksichtigte Schrift, seine Historia Ottonis. Sie trägt einen ganz anderen Charakter als die beiden an-

[1]) Relatio, c. 61.

deren Schriften, zwischen denen sie verfaßt ist, insofern hier jedes subjektive Gepräge fehlt. Wohl erwähnt Liudprand sich auch hier des öfteren, aber er spricht von sich in der dritten Person, wie von einem Fremden, er versucht, den Gegenstand ganz objektiv zu behandeln. Zu beachten ist also, wie ein und derselbe Schriftsteller, je nach dem verschiedenen Zweck seiner Schrift, verschieden schreibt. Wäre uns zufällig nur die Historia Ottonis erhalten geblieben, man hätte am Ende auch bei Liudprand auf ein „mittelalterlich gebundenes Seelenleben" schließen können.

Mit wenigen Worten hätten wir nunmehr auf einige Biographien einzugehen, die am Schluß dieser Periode verfaßt sind und deren Gegenstand in den beiden ersten Fällen Glieder der königlichen Familie, der Erzbischof Bruno von Köln und die Königin Mathilde, in der dritten der Bischof Ulrich von Augsburg sind.

Verfasser der Vita Brunonis ist Ruotger. Ihm hatte der Erzbischof Folkmar, Brunos Nachfolger, den Auftrag erteilt, eine Lebensbeschreibung Brunos zu verfassen.[1]) Die Aufgabe war nicht leicht, und der Verfasser bittet daher den Leser, nicht zu erwarten, er oder ein anderer werde die ungeheuere Fülle des Stoffes zu aller Zufriedenheit bewältigen können. Das Ganze trägt, wie das bei dem Charakter eines solchen Werkes verständlich ist, eine panegyrische Tendenz, wenn es sich auch von plumper Schmeichelei fernhält, vor allem aber tritt das erbauliche Moment erheblich zurück.

Jeder Versuch nun, aus diesem Werke Aufschluß über die Individualität des Schriftstellers zu erlangen, muß leider als unmöglich aufgegeben werden. Allerdings können wir gelegentlich auf seine geistige Befähigung und wissenschaftliche Bildung wie auf seine Dankbarkeit gegen Bruno schließen; sicher war er ein Mann von nicht gewöhnlichem Wissen. So müssen wir bei ihm eine ziemliche Belesen-

[1]) Vorwort.

heit in der klassischen Literatur voraussetzen, hat er sich doch die für die damalige Zeit gewiß seltene Einsicht erworben, daß die römische Literatur zum großen Teil auf der griechischen beruhe.[1]) Aber daß es ihm auch gelungen wäre, einen Charakter, wie den Brunos, zu verstehen und zu erfassen, können wir nicht behaupten. Er macht freilich gelegentlich den Versuch, nicht nur sich selbst in Brunos Seele hineinzudenken, sondern ihn uns auch so darzustellen, daß wir einen tieferen Einblick selbst in das Gemütsleben dieses Mannes erhalten, wobei ihn seine eigene dankbare Gesinnung und die Verehrung gegen seinen ehemaligen Erzbischof unterstützte, aber es gelingt ihm nicht wirklich, uns ein plastisches Bild Brunos zu malen. Seine Biographie geht über den Rahmen der gewohnten Heiligenbiographie nicht hinaus, und wie Bruno nicht klar vor unsere Augen tritt, so verschwimmt auch die geistige Physiognomie des Verfassers in undeutlichen Farben.

Die gleiche Enttäuschung erleben wir hinsichtlich des Verfassers der Vita Mathildis reginae. Auch hier haben wir das Produkt einer ausgemacht höfischen Historiographie vor uns. Jaffé zuerst und nach ihm andere Historiker haben nachgewiesen, wie unselbständig das ganze Werk ist, wie es eigentlich nichts weiter als eine Zusammenstellung von Teilen älterer Werke ist. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort, uns interessiert vielmehr die Frage, inwieweit das Ganze überhaupt ein individuelles Gepräge zeigt. Daß die Beantwortung dieser Frage unmöglich ist, zeigt einmal schon der Umstand, daß man bei der Frage nach dem Verfasser, der sich nicht nennt, sogar geschwankt hat, ob man einen Mönch oder eine Nonne vor sich habe, so wenig individuell ist es geschrieben. Letzteres hielt Giesebrecht für möglich, doch hat Jaffé das zu widerlegen gesucht.[2]) Die bewundernswerte Belesenheit, die

[1]) cap. 4.

[2]) Mit Recht führt er dagegen die Stelle im 3. Cap. an: Ibidem tandem licito perfruuntur amore, was im Munde einer Nonne kaum denkbar wäre.

aus dem ganzen Kompilationsverfahren des Werkes spricht, ist freilich bei einem Mönche auch eher begreiflich als bei einer Frau. Zwar bringt nun die Vorrede eine Reihe persönlicher Bemerkungen über seine Gründe und seine Art zu schreiben, aber sogar diese Vorrede ist fast wörtlich aus Sulpicius Severus übernommen, kann also nicht für eine Charakteristik seiner Person verwendet werden. Unselbständig genug muß er gewesen sein. So werden Bild und Charakter des Verfassers stets für uns im Dunkeln bleiben.[1])

Etwas erfreulicher ist das Ergebnis bei der dritten Biographie, der Vita Udalrici des Gerhard. Die Lebensbeschreibung nennt zwar keinen Verfasser, wohl aber führt sich dieser im Laufe der Erzählung redend und handelnd ein, wobei er von sich in der dritten Person spricht: „einer seiner Geistlichen, namens Gerhard", „der Priester Gerhard", „der Probst Gerhard" u. a. An allen Stellen aber leuchtet sofort ein, daß der Verfasser mit diesem Gerhard sich selbst meint. Damit stimmt denn überein, wenn zwei Codices auch einen Priester Gerhard als Verfasser der Vita angeben. Dieser Gerhard aber ist identisch mit dem damaligen Propste Gerhard an der Kathedralkirche zu Augsburg.

Bei ihm ist wenigstens wieder das Bestreben vorhanden, die eigene Person gelegentlich zu erwähnen und so ihr Andenken der Nachwelt zu sichern. Freilich tut er es nicht in der Art eines Gregor oder Liudprand, dazu denkt er viel zu bescheiden von sich, aber die eigenen Verdienste und vor allem sein nahes Verhältnis zu Ulrich ganz zu verschweigen, bekommt er doch nicht übers Herz. Wir stellen im Folgenden diese Angaben zusammen.

Als sein Bischof Ulrich im Jahre 972 vor die Synode zu Ingelheim zur Verantwortung geladen war, ließ dieser, da seine Stimme für den weiten Raum nicht mehr ausreichte, Gerhard holen und beauftragte diesen, seine Wünsche

[1]) Dasselbe Schicksal teilt der Verf. der Vita posterior, die unter Heinrich II. und auf dessen Auftrag verfaßt wurde.

und Anträge in lateinischer Sprache vor der Versammlung zum Ausdruck zu bringen. An diesem und dem folgenden Tage hat Gerhard denn auch aufs eifrigste für seinen Herrn gesprochen, freilich ohne Erfolg, da die ganze Angelegenheit später beigelegt wurde.[1]) Auch in den letzten Lebenstagen Ulrichs war Gerhard beständig um ihn, wobei er ihm aus der heiligen Schrift vorlas, oder sich „im traulichen Zwiegespräch" unterhielt. Kurz vor seinem Tode übergab der Bischof dem Gerhard seinen Besitz an Geld, um es unter die Armen zu verteilen.[2]) Im Jahre 978 reiste Gerhard mit einem Begleiter nach Dortmund zum Kaiser, um die Rückberufung des verbannten Bischofs Heinrich I. nach Augsburg zu erbitten, was von Erfolg gekrönt war. So scheint er sich auch noch weiter um die Kirche bemüht zu haben. Er erzählt uns noch von seiner Mitwirkung bei einer Schenkung des Bischofs an die Domherrn, die unter seiner Assistenz vollzogen wurde.[3])

Das ist alles, was wir über des Verfassers Leben erfahren. Er war ein treuer Diener und der Vertraute seines Herrn in dessen letzten Lebensjahren. Sein Eifer um die Kirche war wohl allgemein anerkannt, wenn man ihn mit einer so wichtigen Mission, wie im Jahre 978, betraute. Zwei Züge seines Charakters, die freilich nicht genügen, um ein Bild dieses Mannes zu geben. Sein inneres Leben, was in seiner Seele vorging, wie er dachte und fühlte, bleibt uns verborgen.

So haben die drei zuletzt besprochenen Werke in gewisser Weise etwas Übereinstimmendes: über den äußeren Lebensverlauf der drei Verfasser erfahren wir nur wenig, über ihre Individualität so gut wie nichts. Daß wir dennoch hier nicht von einem typischen Merkmal der Historiographie dieser Zeit reden können, beweist der Umstand, daß wir uns aus den Werken derselben Zeit ein gutes Bild von der Eigenart ihrer Verfasser machen konnten: von Widukind,

[1]) cap. 23.
[2]) cap. 26, 27.
[3]) cap. 28.

Hrotsuith und Liudprand. Mir will es scheinen, als ob diese Verschiedenheit in der Eigenart der Werke begründet liegt. Überall da, wo für ein Werk ein bestimmt vorgeschriebenes Muster geltend und bindend war, tritt die Persönlichkeit des Verfassers ganz oder doch fast ganz zurück, während da, wo eigenartige Werke in Angriff genommen wurden, die an kein bestimmtes Schema gebunden waren, nicht nur bloß für die Besonderheit der Verfasser freier Spielraum gegeben war, sondern auch darauf fußend die Möglichkeit, die eigene Individualität dem Buche aufzuprägen. Für die Annalen gab es einen nach Form und Inhalt feststehenden Typus, daher tritt die Persönlichkeit der Verfasser ganz zurück. Ein gleiches aber gilt von den Heiligenbiographien. Auch hier schrieb man nach feststehendem Muster, war doch das Ideal eines Heiligen ein für allemal von der Kirche fixiert. So war keine Gelegenheit geboten, Persönliches mit einzuflechten, auch hier begnügte sich der Autor, still und bescheiden hinter dem Stoff zurückzutreten. Merkwürdig genug, daß die Biographien weltlicher Herrscher sofort eine Ausnahme machen; Werke, wie namentlich das Einhards, lassen der Individualität des Verfassers sogleich weiteren Spielraum. Vor allem bei Gregor und Liudprand, aber auch bei Paulus Diakonus, Widukind und Hrotsuith haben wir das konstatieren können. Interessant ist dabei auch, daß Hrotsuith in den Dramen, wo sie auf neuen Bahnen wandelte, weit individueller erscheint, als in ihrem carmen Oddonis, das sich in den altgewohnten Gleisen bewegte. Wenn es sich aber so verhält, ist es falsch, den Verfassern individuelles Leben abzusprechen, wo nur die einmal vorgeschriebene Form sie zwang, mit dem eigenen Denken und Empfinden zurückzuhalten. Freilich war ihre Individualität nicht so stark, mit dem Althergebrachten zu brechen, aber auch die Zeit sollte bald kommen, in der das alte Ideal der Heiligenbiographie in Stücke ging und damit den Geschichtschreibern Raum zur Entfaltung des eigenen Denkens und Beurteilens gegeben wurde.

Wir kommen zum letzten großen Werke dieser Periode deutscher Geschichte, zu der Chronik Thietmars von Merseburg, die dieser unter Heinrich II. verfaßte und bei seinem Tode im Jahre 1018 in acht Büchern hinterließ. Er wollte die Geschichte seines Bistums Merseburg, die Taten der Ottonen und Heinrichs erzählen, stammte er doch selbst aus einem sächsischen Adelsgeschlecht. Wieder also unternahm ein Sachse es, sächsische Geschichte zu schreiben; unwillkürlich drängt sich uns da der Vergleich mit Widukind auf. Auf den ersten Blick mag es uns da scheinen, als müßten wir statt eines Fortschritts einen Rückschritt in der Entwicklung feststellen. Bei Widukind erscheint alles Geschehene in seiner lebhaften, individuellen Auffassung, bei Thietmar matt und abgeblaßt. Aber bei genauerer Betrachtung sehen wir, daß gerade diese seine ruhige, sachliche Art zu erzählen, ihn weit höher stellt als Widukind, gibt er doch seine eigene Auffassung wieder, während jener nur deshalb lebhafter und individueller erscheint, weil er alles unter einem bestimmten Gesichtswinkel sah, war doch seine gesamte Auffassung abhängig von seinem Standesbewußtsein. Das ist aber bei Thietmar nicht entfernt der Fall. So viel er auch, wie wir noch sehen werden, von sich und seinen Verwandten spricht, man merkt es seinem Buche doch kaum an, daß es ein vornehmer Sachse geschrieben hat, ist er es doch gerade, der uns an vielen Stellen auf die wankelmütige politische Haltung des sächsischen Stammes aufmerksam macht.[1]) Von Voreingenommenheit irgend welcher Art ist bei ihm nichts zu bemerken. Doch nicht nur dies, auch seine ganze Art zu erzählen, nimmt für Thietmar ein. Wie gesagt, wollte er ja nur die Geschichte seines Bistums und der sächsischen Kaiser erzählen, aber er bringt weit mehr als das. Jedes kleine oder große Ereignis, das ihm des Notierens wert scheint, berichtet er, eigene Erlebnisse oder die seiner Verwandten und Freunde, ganz wie es die Gelegenheit gerade

[1]) Siehe den Nachweis bei Hauck, a. a. O., III, 629, Note 1.

mit sich bringt. So wie Gregor in dem letzten Teile seiner fränkischen Geschichte persönlicher wird, so nimmt auch Thietmars Werk vom fünften Buche an immer mehr einen memoirenartigen Charakter an, ja einzelne Partien machen gelegentlich völlig einen tagebuchartigen Eindruck. Er steht damit eigentlich einzigartig in der mittelalterlichen Historiographie da, denn selbst Gregor von Tours und Liudprand, die allenfalls zum Vergleiche herangezogen werden könnten, kommen ihm nicht im entferntesten in der Vollständigkeit und Mannigfaltigkeit der Memoiren gleich. Nicht nur, daß wir über seine gesamte Verwandtschaft auf das genaueste orientiert werden[1]), auch über sein eigenes Leben gibt er uns so reichliche Auskunft, daß es manchmal erscheint, als wolle er seine eigene Biographie in den Gang der Ereignisse einflechten.[2])

Mit dem Jahre 1018 schließt seine Chronik und damit auch die Angaben über die eigene Person. Nur selten wieder sind wir, abgesehen vielleicht von den Königen und Päpsten, über das Leben eines mittelalterlichen Menschen so gut orientiert, wie bei Thietmar, nie wieder aber verdanken wir sie den eigenen Notizen und Angaben des Betreffenden, wie bei unserem Autor. Jahr für Jahr, ja oft Tag für Tag, können wir sein Leben verfolgen. Wie liebevoll schildert er das einzelne, wie gern verliert er sich im Malen selbst der kleinsten Details. Nichts erscheint ihm etwa zu unwichtig, alles schreibt er getreulich in seinem „Tagebuche“ nieder. Ja nicht nur über den Verlauf seines Lebens, auch über sein Äußeres sind wir unterrichtet. Er muß von kleiner Statur gewesen sein, nennt er sich doch selbst[3]) ein kleines Männchen. Auch eines schönen Ge-

---

[1]) Vergleiche die Zusammenstellung in der Einleitung zu Kurzes Ausgabe.

[2]) Eine Zusammenstellung dieser Angaben ergibt zwar ein fast vollständiges Bild des Lebens und Wirkens Thietmars, doch würde sie nicht nur zu viel Raum in Anspruch nehmen, sondern auch zum Gang der Untersuchung nichts Wesentliches beitragen.

[3]) IV, 51.

sichtes konnte er sich nicht gerade rühmen, da eine immer wieder anschwellende Fistel seine linke Backe und wohl auch den Hals entstellt hatte. Dazu kam, daß seine Nase bereits in der Jugend durch einen Bruch des Nasenknorpels verunstaltet war. Treuherzig behauptet er selbst von sich, einen lächerlichen Eindruck gemacht zu haben.

Daß wir uns bei einem so gearteten Werke auch von der geistigen Physiognomie des Verfassers, von seiner Individualität und seinem Charakter ein Bild werden machen können, wird uns nach allem bisher Gesagten kaum noch fraglich erscheinen. Unter seinen Charakterzügen tritt uns nun besonders seine biedere Ehrlichkeit entgegen. Wirklich mit Leib und Seele ein Diener Christi, war er von sich selbst keineswegs sehr eingenommen. Seiner mannigfachen Fehler und Schwächen ist er sich nur zu gut bewußt, und mit einer fast rührenden Offenherzigkeit berichtet er dem Leser seine Sünden und Vergehungen. Dabei spricht er nicht etwa bloß allgemein von seiner Sündhaftigkeit, sondern nennt uns auch ganz konkrete Fälle, in denen er sich vergangen habe. So nimmt er sich nicht aus von denen, die sich 1010 dem Markgrafen Gero in unedler Weise als Feinde erwiesen[1]), als schwere Schuld rechnet er es sich an, daß er aus Familienrücksichten die Gebeine des Propstes Willigis aus der Walbecker Kirche entfernen ließ.[2]) Es bedrückt sein Gewissen, beim Tode des Erzbischofs Walterd verbotene Pläne gehegt zu haben[3]), nicht minder, daß er sich die Propstei in Walbeck durch Simonie verschafft habe.[4]) Dabei ist er aber durchdrungen von einem ernsten Streben nach Besserung, und namentlich in seinem frommen Eifer für die ihm anvertraute Kirche sucht er manches Böse wieder gut zu machen. Im Interesse seiner Kirche scheut er keine Mühen und Bitten, obwohl er in seiner Bescheidenheit sich auch gelegentlich der Amtsvernachlässigung an-

[1]) VI, 38.
[2]) VI, 30.
[3]) VI, 45.
[4]) VI, 30.

klagt. Mit fast aufdringlichen Bemühungen mahnt er den Kaiser und den Magdeburger Erzbischof immer wieder an sein Versprechen, für Merseburg zu sorgen.[1]) Merseburg hatte ja von den Königen neben vielem Guten auch schlimmes Unrecht erlitten, indem das Bistum aufgehoben und mit Magdeburg verbunden worden war. So sieht sich Thietmar auch zur Kritik an den Handlungen der Könige veranlaßt und wahrlich nicht zu seinem Schaden, denn auch dadurch wird seine Art zu schreiben individueller als bei den früheren Schriftstellern, die den Herrschern gegenüber nur Lob kannten, einen Tadel nicht wagten.

Aber nicht nur mit Worten und zum Scheine war Thietmar für Merseburg tätig, auch im stillen hat er gar wohl für das Wohl der ihm anvertrauten Seelen gesorgt, hatte er doch ein lebhaftes Gefühl der Verantwortlichkeit für die Seelen seiner Untergebenen. Dazu war er ja von dem Elend seiner Zeit und seines Volkes viel zu sehr überzeugt. Mit rührender Trauer berichtet er zum Beispiel, wie in der Fastenzeit 1018 in seiner Diözese einer seinen eigenen Bruder erschlagen habe.[2]) Von jedem Tugendhaften aber wünscht er, daß „ihr Gedächtnis durch seiner schwachen Hände Werk neubelebt in Gegenwart und Zukunft blühen möge“ [3]), hofft er doch auf ihre Fürbitte für sich, den Sünder.

Dieser letzte Gedanke, das Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit, und die Absicht, durch die Fürbitten anderer, wie durch eigenes verdienstvolles Handeln sich die Seligkeit zu erwerben, zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Werk. Er läßt uns einen lehrreichen Einblick in das religiöse Seelenleben Thietmars tun. Er ist eine heilsbedürftige und heilsverlangende Seele, sein Gewissen mahnt ihn zur inneren Läuterung und Vervollkommnung. Vergleichen wir ihn etwa mit Gregor von Tours und Liudprand, welch ein großer Unterschied erhebt sich dann zwischen den Dreien. Bei Gregor satte Selbstzufrieden-

[1]) VI, 42, 44, 47, 49 u. a.
[2]) VIII, 5.
[3]) IV, 39.

heit, das Gefühl, im Schutze seiner Kirche sicher geborgen zu sein und das Heil der Seele erlangt zu haben; bei Liudprand die frivole Leichtfertigkeit, mit der er von seinen Sünden spricht; ihn kümmert nicht was später kommt; bei Thietmar die „heilsbange, demütige Seele", die tief von der eigenen Sündhaftigkeit ergriffen und vom Gefühl der Verantwortung durchdrungen ist. So ist er denn bestrebt, sich sein Seelenheil zu verdienen, dient doch dem Zwecke auch seine Geschichtschreibung, die er nicht nur zur Erbauung der Leser, sondern auch um ein Verdienst für sich zu erlangen ausübt.

Daß er bei alledem ein Kind seiner Zeit ist, zeigt sein oft krasser Aberglaube, der ihn allerhand merkwürdige Wundergeschichten und Anekdoten ohne Scheu mitten zwischen geschichtlichen Begebenheiten erzählen läßt, und die er samt und sonders für wahr hält. Seine Bildung mag dem durchschnittlichen Niveau der Bischöfe seiner Zeit entsprochen haben, nichts weist auf eine besondere wissenschaftliche Begabung hin. Er war auch keineswegs von seiner eigenen Tüchtigkeit so sehr überzeugt, wie das ja bei seiner religiösen Gesinnung auch nicht anders zu erwarten ist. Nicht nur, daß er seinen Stil nicht gerade hoch einschätzt [1]), er kennt auch den bei den mittelalterlichen Autoren sonst doch fast immer üblichen Wunsch nicht, sein Werk möge unverändert bleiben.[2]) Seine Demut sieht eben darin garnicht das Erstrebenswerteste, viel mehr liegt ihm daran, seinen Lohn im Himmel zu finden.

Doch nicht nur von seiner eigenen Person spricht er, auch seiner Verwandten gedenkt er, wie gesagt, des öfteren, und dabei tritt denn auch wieder zu Tage, ein wie warmes, liebegebendes und liebeforderndes Herz in seiner Brust für seine Familie schlägt. Wie herzlich ist nicht allein die dem Werke vorausgeschickte Widmung an den Bruder! Dementsprechend weiß er auch Freundschaft hoch zu schätzen [3]),

[1]) Vorrede, v. 34.
[2]) Vorrede, v. 4.
[3]) VIII, 7.

wie er selbst allezeit ein treuer Freund war; man denke nur an sein inniges Verhältnis zu Tagino. Aber auch für Natureindrücke ist er nicht unempfänglich, vielmehr tritt mehrfach sein für die Schönheiten der Natur offenes Auge zu Tage: „Sachsen ist ihm der blumenreiche Paradiesesgarten[1]), das gewaltige Brüllen des Donners macht die Wälder erbeben [2]), er bemerkt die starke Strömung des Lech gegenüber den trägen Gewässern der Ebene [3]); von Königin Mathilde und Graf Ansfried berichtet er fürsorgliches Füttern der Waldvögel [4]), von der Mutter des Erzbischofs Willigis [5]), wie die Haustiere sie ehrten". [6])

So können wir uns aus Thietmars Chronik das Bild des Verfassers malen, nicht nur in seinen Werken, sondern auch in seinem Charakter und Wesen. Eine Schrift wie diese genügte allein zum Beweise, daß das Mittelalter gar eigenartige Individualitäten hervorgebracht hat, und daß diese nicht zum wenigsten unter den mittelalterlichen Geschichtschreibern zu finden sind.

5.

Mit dem Folgenden treten wir in ein neues Zeitalter ein, in das der fränkischen Kaiser. Nicht nur auf politischem, sondern auch auf literarischem Gebiete macht sich dies geltend. Interessant ist der Hinweis Hauck's, daß schon ganz äußerlich gemessen die Zahl der zwischen dem Tode Ottos III. und dem Wormser Konkordat geschriebenen Schriften um das fünffache die Zahl der in den vergangenen hundert Jahren erschienenen überschreitet, daß in den

---

[1]) VI, 8.
[2]) VII, 42.
[3]) II, 4.
[4]) I, 11. IV, 24.
[5]) III, 3.
[6]) v. Ottenthal, a. a. O., S. 19 f.

Monumenta Germaniae die Geschichtsquellen der sächsischen Zeit den dritten und vierten, die der fränkischen aber den fünften bis zwölften Band füllen. [1]) Aber auch sonst ändern die einzelnen Werke meist ihren Charakter, nach Form und Inhalt. Der Form nach, denn größtenteils wachsen sie jetzt an Umfang, überall fließen die Quellen wieder reichlicher und vielseitiger. Dem Inhalt nach, denn die Verfasser fangen endlich an, statt von vornherein der Fülle des Stoffes zu erliegen, es doch wenigstens zu versuchen, der eine mit mehr, der andere mit weniger Erfolg, des Stoffes Herr zu werden, sich selbständig über ihn zu stellen und ihn nun nach ihren Gesichtspunkten zu verarbeiten. „Darin liegt aber die Geburt schriftstellerischer Individualitäten.“ [2])

Versuchen wir es zunächst, diese Weiterentwicklung auf dem Gebiete der Biographie zu verfolgen. Wir betrachten zu diesem Zwecke die Vita Bernwardi von Thangmar.

Gleich die Überschrift „Vorrede des Priesters Thangmar zu dem Leben des heiligen Bernward . . . . . .“ nennt uns als Verfasser den Thangmar. Dieser wäre uns vollkommen unbekannt, hätte er uns nicht in seinem Werke über sich selbst einiges berichtet. Charakteristisch ist es, daß diese Angaben in der Vorrede in der ersten Person gehalten sind, während er in dem Werke selbst von sich wie von einer dritten Person spricht: „der Priester, der bei ihm war“ [3]), „Thangmar, Priester und Dekan des Münsters“ [4]), „der Priester Thangmar“ [5]), ausgenommen das erste Kapitel, wo er von sich ebenfalls in erster Person redet. Offenbar leitet ihn dabei das Bestreben, im Buche selbst möglichst objektiv zu schreiben, jedes persönliche Moment auszuschalten, während er sich in der Vorrede gibt, wie er ist. Stellen wir zusammen, was wir über ihn erfahren!

---

[1]) Hauck, a. a. O., III, 935/6.
[2]) Hauck, ebenda.
[3]) cap. 26.
[4]) cap. 33.
[5]) cap. 34, 36.

Bei der Abfassung des Buches war Thangmar Bibliothekar und Notarius der Domkirche zu Hildesheim, deren Bischof Bernward gewesen war. [1]) In seiner Jugend war dieser Bernward, der also viel jünger als Thangmar gewesen sein muß, ihm zum Unterricht und zur Erziehung anvertraut worden. Mit besonderer Liebe erzählt er von den Fähigkeiten dieses seines Lieblingsschülers, bald habe er die Altersgenossen weit überflügelt. Daher habe er ihn, wenn er in Geschäften des Bischofs das Münster verließ, bisweilen mit auf Reisen genommen, und dabei hätten sie öfters den ganzen Tag über, während sie ritten, sich mit wissenschaftlichen Übungen beschäftigt. [2]) Das Interesse an seinem Schüler leuchtet aus diesen Zeilen deutlich hervor. Bernward hat dann seine ganze Jugendzeit bis ins Jünglingsalter hinein in Thangmars Umgebung zugebracht, beide hingen aufs innigste aneinander und lebten zusammen wie Vater und Sohn. Ja Thangmar rühmt sich, so herzlich wäre (scheinbar auch später) ihr Freundschaftsbündnis gewesen, daß er alle Unternehmungen, ja selbst seine Gedanken immer gewußt hätte. [3]) Erst über sein späteres Leben hören wir dann wieder etwas. 1001 war er mit Bernward zusammen in Rom und nahm sich von hier, dem Beispiel seines Herrn folgend, „einen nicht ganz kleinen Teil“ von Reliquien aus dem Sarge des heiligen Timotheus mit. [4]) Im August desselben Jahres trat Thangmar für seinen Bischof, der erkrankt war, auf der Versammlung in Frankfurt ein. [5]) Im folgenden Jahre, im Winter 1001 zu 1002 mußte er im Auftrage Bernwards sogar nach Italien zum Kaiser und Papst gehen. Er vergißt an dieser Stelle nicht, auf seine Verdienste um das Schulwesen und die Dienste, die er Bernward im Jahre vorher geleistet hatte, hinzuweisen. [6])

---

[1]) Vorrede.
[2]) cap. 1.
[3]) Vorwort, am Ende.
[4]) cap. 26.
[5]) cap. 33.
[6]) cap. 34.

Ziemlich ausführlich erzählt er uns dann zwei Kapitel später seine Erlebnisse in Italien und wie er hier die Sache seines Herrn verfochten habe. Reich vom Kaiser beschenkt reiste er am 11. Januar 1002 wieder nach Deutschland ab. [1])

Außer diesen doch immerhin nur spärlichen Nachrichten über sein Leben sind wir nur noch durch sein Vorwort etwas über die Veranlassung des Buches unterrichtet. Aus Bewunderung für die herrlichen Taten des denkwürdigen Bernward habe er beschlossen, diese zusammenzustellen, nicht aus Eitelkeit oder Hochmut, sondern um das Nachahmungswürdige im Wesen und Leben dieses Mannes den Nachkommen als „Beispiel zur Beförderung der Tugenden" hinzustellen. Da Bernward jedoch noch am Leben war, wollte er ihn erst persönlich um die Erlaubnis dazu bitten. Zuerst nun habe dieser sie ihm kraft seiner Autorität verweigert, da er Prahlerei und die Gunst der Menge vermeiden wollte, doch nach und nach wußte Thangmar ihn zu überreden, und so gab Bernward endlich nach, indem er seinem Gutdünken überließ, was er zusammenstellen wollte.

Es ist in der Tat ein seltsames und anziehendes Buch! Der Lehrer, der seinen Lieblingsschüler hatte emporwachsen, dann zu immer höherer Stellung steigen und endlich den bischöflichen Stuhl in Hildesheim einnehmen sehen, der Lehrer, der zu seinem ihm weit über den Kopf gewachsenen Schüler voll Begeisterung aufsah und ihm freudig seine Dienste zur Verfügung stellte, setzt seinem Schüler und Herrn nach dessen Tode ein Denkmal aere perennius, indem er dessen Leben der Nachwelt beschreibt. Seine unbegrenzte Liebe zu dem, dessen innerste Falten seines Herzens gekannt zu haben er sich stolz rühmt, spricht aus dem ganzen Werk hervor, ohne daß dadurch seine Wahrhaftigkeit irgendwie beeinträchtigt wird. Ohne den sonst in solchen Werken üblichen Phrasenschwall berichtet er einfach und schlicht und wird uns so zu einer „wichtigen Quelle für einen bedeutenden Zeitraum". Einem solchen

[1]) cap. 36.

Manne trauen wir wohl zu, daß er nicht nur zum Segen dieses einen Lieblingsschülers, sondern aller seiner Schüler gewirkt hat, daß seine gesamte Schultätigkeit, von der er selbst so gern spricht und die auch spätere an ihm hervorheben, von einem warmen Herzen für die Jugend getragen war. So steht sein Bild denn vor uns als das eines treuen Lehrers der dem Kloster anvertrauten Jugend, als liebevoller Erzieher Bernwards, als aufrichtiger Freund und Berater eines edlen Bischofs.

Dennoch muß man, selbst wenn man alle diese Vorzüge zugesteht, prüfen, ob es Thangmar auch gelungen ist, neue Bahnen auf dem Gebiete der Biographie einzuschlagen, da dieses ja auch bei der Frage nach seiner Individualität mit in Betracht kommt. Die mittelalterliche Geschichtschreibung hatte eingesetzt mit der Heiligenbiographie, für die sie ein bestimmtes Schema schuf, von dem man bis zum 10. Jahrhundert nicht abgewichen war, trotz Einhards Biographie Karls des Großen, der bisher einzigen weltlichen Auch Thangmar schließt sich in der Hauptsache der alten Heiligenbiographie an. Das liegt nicht etwa darin begründet, daß ja auch er zur Erbauung und Ermahnung schreiben will [1]), sondern hauptsächlich in dem Umstande, daß er die Schwierigkeit, die sonst dem Biographen droht, die Individualität seines Helden richtig und voll zu erfassen, überhaupt nicht bemerkt. Für ihn gibt es garnicht eine Individualität zu begreifen und zu verstehen, sondern er gestaltet den Stoff nach einem Vorbilde, das seit Jahrhunderten feststand und ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Nicht daß er wie in alter Zeit den Glorienschein um das Haupt seines Helden dadurch malt, daß er ihm Wunder auf Wunder zuschreibt, in viel feinerer Weise erreicht er denselben Zweck. Sein Heiliger ist von vornherein ein vollkommener Mensch, alles Böse in der Welt kann an ihn garnicht heran, dagegen ist er gleichsam gefeit. So wird

[1]) Vorwort.

denn hier eine „psychologisch unmögliche, eine gänzlich wunderbare Persönlichkeit geschildert“.[1])

Der merkwürdige Umstand, daß nicht einmal der Lehrer seinen Schüler und langjährigen Freund und Vertrauten psychologisch genau zu schildern vermag, wirft ein bezeichnendes Licht auf Thangmars Individualität. Liebe und Verehrung zu seinem Bischof, religiöse Schwärmerei und Phantasie haben ihn für die Wirklichkeit blind gemacht. Das Idealbild, das ihm selbst von Jugend auf unter dem Einfluß der Kirche vorgeschwebt haben mag, erweist sich bei ihm stärker als die Wirklichkeit, ihm zu Liebe opfert er selbst gelegentlich die Wahrheit.

Auch die Biographie Godehards von Wolfher läuft im großen Ganzen in denselben Bahnen. Wir können uns daher hier auch kürzer fassen.

Godehard, dem Nachfolger Bernwards auf dem Bischofsstuhl zu Hildesheim, ist ebenfalls das Glück zu Teil geworden, einen Biographen zu finden, und zwar in Wolfher, einem Kleriker am Dome zu Hildesheim. Dieser widmet sein Werk „seinem Herrn und Lehrer, dem beredten Albuin“, der ihn in Hersfeld als Vorsteher der Klosterschule in die Wissenschaften eingeführt hatte. Von Hersfeld war Wolfher nach Nieder-Altaich gegangen, wo Godehard vor seiner Wirksamkeit in Hildesheim gelebt hatte, und hatte hier an Ort und Stelle Erkundigungen über dessen Leben und Taten einziehen können. Vor allem verdankte er sein Wissen dem dortigen Priester Rumold, einem Jugendfreunde Godehards, der ihm viel von ihm erzählte. Später kehrte er nach Hildesheim zurück, wo er in ein vertrauteres Verhältnis zu Godehard trat[2]), wenn seine Beziehungen zu diesem auch längst nicht so intim waren wie die Thangmars zu Bernward. Aber seine Liebe und Verehrung für seinen Bischof tritt doch überall klar zu Tage. So wenig zu leugnen ist, daß er Godehards Bild in liebevoller Weise zu zeichnen

[1]) Hauck, a. a. O., III, 937.
[2]) cap. 38.

versucht, so ist es ihm freilich doch nicht gelungen, etwas anderes als eine Heiligenbiographie alten Musters zu schaffen. Auch ihm steht von vornherein fest, wie Godehard gelebt haben muß, und danach gestaltet er seine Beschreibung. Am deutlichsten wird uns dies, wenn wir die beiden Bischöfe, Bernward und Godehard, nebeneinander stellen. Fast zum Verwechseln sehen sie sich ähnlich, kaum kann man individuelle Züge entdecken, die sie von einander unterscheiden.

Doch sehen wir, was wir sonst noch der Biographie zur Charakteristik Wolfhers entnehmen können. Was an seinem Wesen von vornherein in die Augen fällt, ist seine große Lust und sein Talent zum Erzählen. Von Jugend auf scheint er den Drang zum Erzählen und Schreiben in sich gespürt zu haben. Angeregt durch die Lektüre der Vita Bernwardi Thangmars hatte er versucht, dieses an einigen Stellen zu erweitern und bis in die ersten Jahre der Amtierung Godehards fortzusetzen. Doch bald mag diese Erstlingsarbeit dem sich geistig weiterbildenden Manne nicht mehr genügt haben. Als man ihn daher in Nieder-Altaich aufforderte, das Leben Godehards gesondert zu behandeln, kam ihm diese Aufforderung sehr gelegen, und so entstand denn seine Vita prior. Er bezeichnete sein Werk später selbst als eine Jugendarbeit, und als solche charakterisiert sie sich auch in der Form und der Art der Darstellung oft. Namentlich die Sprache macht in ihrer Überladenheit und ihrem Schwulst den Eindruck des Unfertigen. Zwar ist seine gelehrte Bildung nicht zu verkennen, ja er macht seinem Lehrer alle Ehre. Sallust, Horaz, Vergil und selbst Properz sind ihm nicht minder bekannt wie die Bibel, und auch sonst zeigt er überall seine Belesenheit und seine Kenntnisse. Am Schluß der Vorrede „läßt er sogar mit frommer Verachtung, aber gewiß zur großen Genugtuung seines gelehrten Selbstgefühls eine ganze Reihe ovidischer Verwandlungen an sich vorüberziehen“. [1])

[1]) A. Hüffer (Geschichtschreiber XI, 2), S. 16.

Aber eben gerade diese zum Teil wohl nicht ganz verdaute Bildung und seine Sucht, mit seiner Gelehrsamkeit zu prunken, machen seine Sprache oft unleidlich, am schlimmsten vor allem in der Vorrede, die in ihrer Geziertheit und Gespreiztheit geradezu ungenießbar ist.

Wolfher mag selbst in späteren Lebensjahren mit seiner Arbeit nicht mehr recht zufrieden gewesen sein, und so bearbeitete er denn nach Godehards Tode sein Werk noch einmal, indem er manches frühere ausschied, anderes verbesserte und berichtigte. Wir merken aus dem Werk, daß es noch derselbe Verfasser ist, und doch ist hier namentlich die Sprache und Darstellungsart würdiger, kürzer und knapper, nicht mehr so weitschweifig wie früher. Man meint den älteren, gereiften Mann zu spüren, dessen gesteigertes religiöses Interesse sich in dem häufigeren Auftreten von Wundergeschichten kundgibt. Und wie aus der älteren Lebensbeschreibung, leuchtet auch aus dieser Vita posterior seine Liebe und Verehrung zu Godehard heraus, vor allem nunmehr aus der Art, wie er dessen letzte Lebenstage und sein Scheiden aus der Welt erzählt.

So macht der Umstand, daß beide Biographien uns erhalten sind, es uns nicht nur möglich, uns ein ungefähres Bild vom Charakter Wolfhers zu machen, sondern es fällt auch durch die Vergleichung beider ein Schlaglicht auf die Entwicklung seiner Person und seines Wesens.

Lehrreich ist ein Vergleich der zuletzt besprochenen Schriften mit den Werken Ruotgers, Gerhards und mit der Vita Mathildis. Die Schriftsteller der sächsischen Zeit hatten sich einfach dem alten, feststehenden Typus der Heiligenbiographie angeschlossen, wie ihn das frühe Mittelalter geschaffen hatte. Der einzelne konnte daher auch nicht sein eigenes individuelles Denken und Wesen einem Werke aufprägen, das lediglich in den althergebrachten Bahnen wandelte. Die natürliche Folge aber ist, daß die geistige Physiognomie dieser Geschichtschreiber uns daher verschlossen bleibt. Anders ist es schon bei Thangmar und

bei Wolfher. Beide schaffen eigentlich nichts Neues, aber sie geben der Heiligenbiographie doch einen anderen Zuschnitt und andere Färbung. Wir hören nicht mehr ausschließlich von Wundern, sondern wie unwillkürlich fließen ihnen Worte und Wendungen in die Feder, die uns doch wenigstens ahnen lassen, wie ihre Helden in Wirklichkeit beschaffen waren. So geben sie, wie es Hauck treffend nennt, „Heiligenleben höherer Gattung“ [1]), und daher ist es ihnen auch etwas mehr gelungen, ihren Werken individuelles Aussehen zu verleihen. Dementsprechend können wir uns vom Wesen und der Art solcher Männer wie Wolfher und vor allem Thangmar eher eine Vorstellung machen als von den oben erwähnten.

Dennoch ist der Fortschritt, der in den Lebensbeschreibungen Bernwards und Godehards ohne Zweifel vorliegt, kein allzu wesentlicher, beide stellen doch wie bisher Heilige, keine Menschen dar, bieten ein Ideal, nicht Wirklichkeit. Zu einer tieferen Auffassung kam erst Adam von Bremen. Nicht nur, daß er in dem geschichtlichen Geschehen nicht mehr wie bisher ein bloßes Aufeinanderfolgen von Tatsachen sah, sondern den kausalen Zusammenhang der Ereignisse suchte und fand: er bemüht sich auch zuerst, die einzelnen Personen psychologisch zu verstehen und ihre Handlungen als in ihrer Individualität begründet darzustellen.

Über sein Leben spricht er wenig. Erst in späteren Jahren war er der Hamburger Kirche zugewiesen worden, er nennt sich selbst „einen Neuling und Fremdling“. [2]) Desto mehr gibt uns sein Werk über seine Individualität Aufschluß. Er war Geschichtschreiber im wahrsten Sinne des Wortes. Dazu befähigte ihn sein unermüdlicher Fleiß nicht nur im Studium der klassisch-heidnischen und mittelalterlich-christlichen Literatur, sondern auch im Sammeln und Zusammenstellen der mannigfaltigsten Nachrichten. Voller

[1]) Hauck, a. a. O., III, 937.

[2]) Vorwort.

Wißbegierde fragte er, wo er nur etwas Neues in Erfahrung zu bringen hoffte. [1]) Zudem war er von der Natur mit klarem Blick für alles Wesentliche und Charakteristische begabt, eine Eigenschaft, die seinem Interesse aufs glücklichste entgegenkam. Es ist der erste mittelalterliche Geschichtschreiber, der sich auf längere geographische Erörterungen einläßt, ist doch das ganze vierte Buch seines Werkes einer Beschreibung des Ostens gewidmet. [2]) Doch vor allem zeigt uns seine Schrift, daß er in bis dahin einzigartiger Weise in das tiefere Wesen alles geschichtlichen Geschehens eingedrungen ist. Ihm steht es fest, daß nichts in der Geschichte ohne Ursache geschieht, daß alles schließlich nur ein fortlaufender Zusammenhang von Ursache und Wirkung ist. Was aber im allgemeinen gilt, gilt auch im Leben des einzelnen. Fast das ganze dritte Buch ist eine Biographie Adalberts von Bremen, und hier wird nun zum ersten Male im Mittelalter der Gedanke durchgeführt, daß die Schicksale des Menschen in seiner Natur begründet liegen. Charakteristisch ist, daß er die Beschreibung des Lebens Adalberts mit einer Darlegung des Charakters beginnt, damit „sofort aus seinem Charakter alles gefolgert werden kann". [3]) Daher schildert Adam uns durchaus kein Idealbild, er gibt seinen Helden vielmehr mit allen Fehlern und Schwächen, rein menschlich stellt er ihn dar.

Will man diese Biographie einer anderen mittelalterlichen gegenüberstellen, so kann zum Vergleiche nur Einhards Leben Karls des Großen herangezogen werden. Dies ist freilich weit kunstvoller abgefaßt, an Stilistik wie kunstgerechter Anordnung des Stoffes kann Adam sich bei weitem nicht mit Einhard messen, und doch gebührt ihm der Vorzug. Auch Einhard war nämlich von einem Ideal, von dem Herrscherideal seiner Zeit, etwas beeinflußt, Adam stellt lediglich den Menschen dar und hat so die Aufgabe der Biographie tiefer erfaßt. Dazu aber befähigte ihn allein

[1]) Vgl. II, 41. IV, 17, 27, 39 u. a.
[2]) Vgl. auch die Schilderung Sachsens I, 1.
[3]) III, 1.

seine Individualität, vor allem seine auf die Wirklichkeit und das Charakteristische gerichtete Natur.

Daß neben den Männern der Kirche auch die kraftvollen Gestalten des fränkischen Herrschergeschlechts die Blicke der geschichtschreibenden Männer auf sich lenkten, ist nicht wunderbar, und so haben denn in der Tat Konrad II., Heinrich III. und Heinrich IV. ihre Biographen gefunden. Diese Biographien werden unser Interesse um so lebhafter in Anspruch nehmen, als sie nach langer Zeit wieder die ersten weltlichen sind. Betrachten wir zuerst die Vita Chuonradi Imperatoris von Wipo!

Über Wipos Leben ist nichts weiter bekannt als das, was wir aus seinen eigenen Werken über ihn erfahren. Er war Konrads Hofkaplan und befand sich als solcher viel in der Nähe des Königs. Er nennt sich selbst „Wipo, durch Gottes Gnaden Presbyter“ [1]) und berichtet, er habe „wegen sehr häufiger Erkrankung oftmals nicht in der Kapelle seines Herrn Konrad sein können“. Das ist das einzige Positive, was wir über seine äußeren Lebensverhältnisse erfahren.

Doch auch hier lassen uns wieder das Werk selbst, wie vor allem die Vorrede und der vorausgeschickte Brief Wipos Persönlichkeit etwas klarer werden. In letzterem berichtet er uns vor allem über die Veranlassung und den Zweck seines Schreibens. Auch er will „der vergangenen Zeiten flüchtige Kunde mit des Griffels Bande“ festhalten, um den Ruhm großer Männer dauernd zu sichern und der Nachwelt ein Beispiel zur Nachahmung zu geben. Die Taten der Heiden erzähle und besinge man, die der Karle und Ottonen übergehe man gänzlich. Da es nun die Aufgabe der Geschichtschreibung sei, späteren Geschlechtern zu zeigen, daß nur dasjenige von uns fortlebe, wonach man im Leben gestrebt habe, d. h. das Große und Edle, müsse man vor allem die Taten der christlichen Könige aufzeichnen, den Guten zur Nacheiferung, den Schlechten aber zur Besse-

[1]) Brief an König Heinrich.

rung. Denn dann allein erfüllt ein Geschichtschreiber seinen Beruf, wenn er auf diese Weise dem Vaterlande nützt und der Nachwelt Segen bringt. Deshalb habe auch er es unternommen, die Geschichte Konrads und Heinrichs III. zu schreiben. In diesem Buche beabsichtige er nur, auf die Regierungszeit Konrads einzugehen, Heinrichs Taten wolle er später gesondert darstellen. „Sollte es aber geschehen, daß er vor Heinrichs Tode stürbe und so seine Arbeit unvollendet hinterließe, so bitte er den, der nach ihm schriebe, er möge es nicht verschmähen, auf das von ihm gelegte Fundament seinen Bau zu gründen, er möge es nicht verschmähen, den sinkenden Griffel wieder aufzunehmen; er möge den von ihm gemachten Anfang nicht verachten, so wenig er wollen wird, daß irgend jemand seinen Abschluß verachte. Denn wenn der, der den Anfang gemacht hat, schon zur Hälfte am Ziele ist, so darf nicht bei Vollendung dieser Arbeit jemand undankbar sein, der den Anfang bereits fertig vorfindet.“ Ich habe diese Stelle absichtlich wörtlich angeführt, um an ihr zu zeigen, welches Selbstbewußtsein Wipo erfüllte. Wohltuend sticht dieser Schluß gegen die sonst so übliche und doch wohl nie recht ernst gemeinte Bitte anderer Schriftsteller ab, ihr Werk zu prüfen und es dann eventuell ganz zu vernichten oder es doch zu verbessern und zu ergänzen.[1]) Nichts davon findet sich bei Wipo, sondern mit großer Selbstbefriedigung blickt er auf sein vollendetes Werk und das begonnene über Heinrich zurück. Letzteres ist uns, wenn es überhaupt begonnen ist, leider nicht erhalten, auf ersteres konnte er aber mit Recht stolz sein. Er war ja auch, wie kaum ein Zweiter, dazu berufen, eine Vita Chuonradi zu schreiben, da er häufig in der Umgebung des Königs gewesen war, vieles selbst mit erlebt, anderes von Augenzeugen gehört hatte. Er sagt selbst, daß er alles das wahrheitsgetreu be-

[1]) Eine Ausnahme macht Thietmar, bei dem die Bitte in der Tat ernst gemeint ist, wie sie überhaupt ganz zu seinem demütigen Wesen paßt.

richten wolle, und niemand wird ihm Objektivität in seiner Darstellung streitig machen wollen.

Wipos Individualität werden wir am besten erkennen, wenn wir ihn mit dem Verfasser der bisher einzigen Kaiserbiographie, mit Einhard vergleichen. Beide erfüllt gleich große Liebe zu dem Helden, dessen Leben sie schildern. Während aber Einhard den Vorzug hat, an Höhe und Reinheit der Sprache, wie an Kunst und Darstellung nicht nicht nur seine Zeitgenossen, sondern auch unseren Wipo noch zu übertreffen, kann Wipo seinerseits für sich den Vorzug in Anspruch nehmen, weit natürlicher, frischer und lebendiger zu schreiben. Das ergibt sich ja auch aus der Natur der Sache. Einhard benutzt das Vorbild Suetons, wägt dabei fein ab, wo er ihm folgen, wo er von ihm abweichen soll; Wipo schreibt einfach, der chronologischen Folge nachgehend, frisch darauf los, hatte er doch vieles selbst mit erlebt oder von den nächsten Augen- und Ohrenzeugen gehört. Er ist ein Verehrer des Kaisers, aber das hält ihn doch nicht ab, auch die Schwächen desselben zu berühren, wenn er sie freilich auch nur leicht andeutet[1]), wie er es ja in seiner Stellung nicht gut anders tun konnte. Hält er sich daher auch von aller Schmeichelei fern, ist bei ihm von einem unangenehmen „Hofton“ auch nichts zu spüren, so ist andererseits doch nicht zu leugnen, daß er der Person des Kaisers nicht völlig frei gegenübersteht, insofern es ihm eigentlich nicht darauf ankommt, Konrads Charakter wirklich zu ergründen. Er stellt ihn dar, wie er ist, ohne daß es ihm auch nur einmal einfällt zu fragen, warum er so ist. Eben dadurch aber unterscheidet sich Wipo von Adam von Bremen, der mit seinen Lebensbeschreibungen, namentlich mit der Adalberts von Bremen, den Höhepunkt der biographischen Kunst darstellte, insofern er die Ursachen der geschichtlichen Ereignisse, die in den Personen selbst liegenden Motive ihrer Handlungen zu ergründen versuchte.

[1]) Vgl. Cap. 8 über Konrads Simonie.

Die Werke, denen wir im folgenden unsere Aufmerksamkeit zuwenden, können wir nacheinander betrachten, obwohl sie zeitlich etwas auseinanderfallen, da wir eine Chronik mit ihren beiden Fortsetzungen vor uns haben: die Chronik Hermanns von Reichenau samt ihren Fortsetzungen durch Berthold von Reichenau und Bernold von St. Blasien.

Hermann von Reichenau ist wohl eine der eigenartigsten Persönlichkeiten seiner Zeit gewesen. Sein Schüler Berthold hat uns seine Biographie geschrieben, aus der wir das Bild dieses seltenen Mannes deutlich erkennen können. Gelähmt an Händen und Füßen, ja selbst im Sprechen von seiner Krankheit sehr behindert, ist er doch einer der gelehrtesten und gebildetsten Männer gewesen. Von allen Seiten strömten die Schüler herbei, um seinen nur mühsam hervorgestoßenen Worten zu lauschen, alle bewunderten sein umfassendes Wissen, das auch in der Tat groß gewesen sein muß. Er selbst hat als sein Hauptwerk seine Chronik angesehen und sie daher, als er sein Ende herannahen fühlte, seinem Schüler Berthold als kostbarstes Gut zur Vollendung und Veröffentlichung übergeben.

Charakteristisch ist nun, daß Hermann, der doch sicher eine ausgeprägte Persönlichkeit war, es nicht vermocht hat, seinem Werke den Stempel des Persönlichen, Individuellen aufzuprägen. Wollen wir aus seiner Schrift Schlüsse auf seine Individualität ziehen, so werden wir bald die Unmöglichkeit einsehen, da eben bei der kurzen annalistischen Art der Aufzählung der Ereignisse nach den einzelnen Jahren für den Verfasser keine Möglichkeit gegeben war, seine eigene Persönlichkeit und seine subjektive Auffassung zur Geltung zu bringen. Er bemüht sich vielmehr geradezu, möglichst objektiv zu schreiben, mit dem eigenen Urteil völlig zurückzuhalten. Trotzdem ist auch er wie die meisten Schriftsteller des Mittelalters der Versuchung erlegen, Notizen über die eigene Person und über die Verwandten im Laufe der Erzählung mit anzubringen, um sich und den Seinen auf diese Weise das Andenken bei späteren

Generationen zu sichern. So erzählt er uns von dem Tode seines Großvaters (1010) und seiner Großmutter (1032), von der Vermählung seines Vaters Wolferad mit seiner Mutter Hiltrud (1009). Von ihren fünfzehn Kindern sei er am 18. Juli 1013, sein Bruder Werinher am 1. November 1021 geboren. Er selbst kam am 15. September 1020 in das Kloster, ebenso später wohl sein Bruder Werinher, der 1053 als Reichenauer Mönch nach Jerusalem wallfahrtete. Auch seiner Mutter Oheim, Rudbert, war Mönch in Reichenau gewesen (1006). 1052 starb seine Mutter, und Hermann teilt uns die Grabschrift mit, die sie auf ihr Grab setzten.

Doch auch sonst verhelfen uns gelegentliche Angaben noch dazu, wenigstens etwas den Schleier zu lüften, der in seinem Geschichtswerk über Hermanns Individualität ausgebreitet liegt. So erzählt Hermann mit Vorliebe bei den einzelnen Jahren die Erledigung und Besetzung der Bistümer. Auch für Wunder und Zeichen ist sein Gemüt empfänglich[1], er berichtet von Erdbeben und sonstigen Naturereignissen[2], versucht wohl auch gelegentlich eine Digression, wie die über Herkunft und Wesen der Normannen in Unteritalien.[3] Aus allen diesen Mitteilungen gehen seine religiösen wie wissenschaftlichen Interessen deutlich hervor. Dennoch genügen diese Züge bei weitem nicht, uns ein viel klareres Bild seiner Persönlichkeit zu geben, als wir es sonst von Mönchen dieser Zeit gewinnen. Dies ist wie gesagt um so merkwürdiger, als wir aus Bertholds Werk von so vielen individuellen Zügen wissen.[4])

Berthold setzte die nur 12 Jahre umfassende Chronik Hermanns auf dessen besonderen Wunsch fort. Er teilt uns diesen selbst mit, es ist zugleich die einzige Stelle, an der er über sich selbst spricht. Diese Fortsetzungen sind nun bis zum Jahre 1075 ganz im Stile Hermanns gemacht, um dann aber mit einem Male in breitester Ausführlichkeit

[1]) Vgl. etwa zu 1047, 1048, 1051.
[2]) Z. B. 1048.
[3]) Vgl. zu 1053.
[4]) Vgl. auch Kircheisen, a. a. O., S. 146.

die Jahre 1075—1080 zu behandeln. Aber auch der Charakter dieses zweiten Teiles ist ein anderer, wie der des ersten. Der Stil, der bis 1075 kurz und trocken, eben ganz annalistisch ist, wird nun wortreich und schwülstig. Im ersten Teile ist fortwährend von Naturereignissen und Himmelszeichen die Rede[1]), von Hungersnöten, Seuchen, strengen Wintern u. a.[2]), von einem seltsamen Schiffbruch[3]), von Mißgeburt[4]) und Wundern.[5]) Alles dies fehlt von 1075 ab vollständig. Die Stimmung gegen Heinrich IV. ist zwar auch vor 1075 nicht gerade günstig, der Verfasser spricht von unrechtmäßiger Besetzung vieler fester Plätze[6]) und von anderen Dingen, die der König unüberlegter Weise tat[7]), aber wie ganz anders ist das Urteil von 1075 ab. Die Darstellung verläßt mit einem Male die bisher beobachtete Haltung und eine höchst feindselige Stimmung gegen Heinrich IV. kommt zum Ausdruck. So legt denn der ganz verschiedene Charakter, den beide Teile tragen, die Vermutung nahe, daß zwei Männer an ihrer Abfassung beteiligt waren, und daher haben Waitz, Wattenbach u. a. die Fortsetzung von 1075 ab für das Werk eines anderen Verfassers erklärt, dem vielleicht noch Aufzeichnungen Bertholds zu Grunde liegen. Dieser zweite, anonyme Verfasser ist sicher zu einem viel tieferen Verständnis des geschichtlichen Geschehens gelangt als Berthold. Für diesen ist Geschichte schließlich nicht viel mehr als ein Aufeinanderfolgen von Tatsachen, er gleicht in diesen Anschauungen noch ganz den alten Chronisten; der Verfasser der Jahre 1075—1080 dagegen sucht überall, in jedem Handeln des Königs und der anderen leitenden Persönlichkeiten die Ursache zu den späteren Verwicklungen, er kennt einen

---

[1]) So zu 1057, 1062, 1066.
[2]) 1057, 1059, 1060, 1061, 1063, 1070.
[3]) 1073.
[4]) 1063.
[5]) 1066.
[6]) 1072.
[7]) 1073.

kausalen Zusammenhang aller geschichtlichen Ereignisse. Auch hinsichtlich ihrer Parteistellung unterscheiden sich beide Autoren, wieder aber erscheint der zweite, trotz seiner für den Kaiser ungünstigen Gesinnung, als der entschiedenere, selbständigere von beiden.

Noch eine zweite Fortsetzung der Chronik Hermanns haben wir, welche man früher sogar für die ursprünglichere hielt, die Berthold benutzt haben sollte, während es in Wirklichkeit umgekehrt liegt. Ihr Verfasser ist Bernold von St. Blasien, der im Jahre 1074 zu schreiben begann. Von diesem Jahre ab wird daher seine Darstellung auch ausführlicher und lebendiger, mit Ausnahme der Jahre 1079 bis 1082, in denen er sich wahrscheinlich in Rom aufhielt. Sein Werk schließt mit dem Jahre 1100 ab. Bernold begann zu schreiben, als der Kampf Heinrichs IV. gegen die Kirche bereits in aller Heftigkeit entbrannt war, und diese äußeren Umstände spiegeln sich auch in dem Werke auf das getreueste wieder. Das Ganze ist durch und durch parteiisch gehalten, Bernold ist ein rückhaltloser, heftiger Feind des Königs, denn er ist völlig von Hildebrands Geist beseelt. Dieser Haß gegen Heinrich treibt ihn sogar auf das Schlachtfeld, so daß er 1086 an der Schlacht bei Bleichfeld teilnimmt, wie er selbst zu diesem Jahre berichtet. Noch in demselben Jahre aber wurde er, wie wir aus anderen Quellen wissen, Mönch in St. Blasien. Als solcher scheint er auch in kirchlichen Angelegenheiten sich eng an die päpstliche Partei angeschlossen zu haben. Im Bewußtsein, die kirchlich sanktionierten Anschauungen zu vertreten, respektiert er selbst die Autorität des von ihm sonst hoch geschätzten Vorstehers der Konstanzer Schulen, Bernhard, nicht, sondern weist ihm falsche Lehren in der Abendmahlsfrage nach. Wer ausführlicher darüber Bescheid wissen wolle, solle nur „die an selbigen Bernhard über diesen Gegenstand gerichtete Schrift eines gewissen Mannes sorgfältig durchlesen“. Er will damit voll stolzen Selbstbewußtseins auf seine etwa 1085 verfaßte Schrift „über die Sakramente der Gebannten“ hinweisen.

So können wir uns unter den drei zuletzt behandelten Chronisten von Bernold noch relativ das beste Bild machen, wenn es sich freilich auch bei ihm nur in den äußersten Umrissen zeichnen läßt. Er erscheint als ein begeisterter Anhänger der neuen Strömung in der Kirche, und dieser seiner Überzeugung sucht er auf politischem wie kirchlichem Gebiete in seiner Chronik Ausdruck zu geben.

Die beiden letzten, wie auch die im folgenden noch heranzuziehenden Schriften sind Streitschriften, entbrannt in dem gewaltigen Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum. Obwohl auch sie, wie alle solche Schriften, nicht gerade besonders angenehm zu lesen sind, sind sie dennoch für unsere Frage von Interesse. Nicht nur, daß ihre Verfasser wie Adam von Bremen, den Versuch machten, tiefer über die Dinge, die sich vor ihren Augen abspielten, nachzudenken, und so zu einer verständnisvolleren Auffassung der Geschichte kamen, sondern dieser Streit, der jeden zwang, sich für die eine oder andere Partei zu entscheiden, gab den Büchern der einzelnen auch etwas Persönliches, Individuelles.

Weit überragt werden die zuletzt betrachteten Geschichtschreiber durch Lambert von Hersfeld, den besten Prosaisten des Mittelalters. Bei ihm erhalten wir wieder einen wenn auch kleinen Einblick in die Entwicklung seines literarischen Schaffens. Er erzählt uns selbst von seinem ersten schriftstellerischen Versuche, einem Epos über die Geschichte seiner Zeit, das aber viele Angriffe und Vorwürfe erfahren habe. Infolgedessen habe er es nun unternommen, die Geschichte seines Klosters zu schreiben.[1]) Dies Epos sowohl wie seine Geschichte Hersfelds sind leider nicht erhalten, wir haben von ihm allein noch sein Hauptwerk, die Annalen, deren Aufzeichnung er einige Jahre nach 1074 in Angriff nahm. Sein Werk verzeichnet Jahr für Jahr die einzelnen Begebenheiten, für die Betätigung der Individualität des Verfassers bietet sich also wie

[1]) Vorrede zur Geschichte der Abtei Hersfeld.

bei dem Werke Hermanns von Reichenau im Grunde genommen wenig Gelegenheit.

Dennoch haben wir auch hier wieder die eigentümliche Erscheinung, daß der Autor sich selbst, seine eigenen Schicksale mitten unter den wichtigsten politischen Ereignissen, zwischen den Taten des Königs und der Fürsten erwähnt. So verdanken wir alles, was wir über Lambert von Hersfeld überhaupt wissen, allein den Angaben, die er in seinen Annalen über sich selbst macht. Zum Jahre 1058 berichtet er, er sei in diesem Jahre Mönch geworden, indem er allen häuslichen und weltlichen Sorgen entsagte. In demselben Jahre zur Zeit des Jeiunium autumnale (15. Sept.) wurde er in Aschaffenburg vom Erzbischof Liupold zum Priester geweiht. Unmittelbar darauf unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem, Weihnachten 1059 finden wir ihn auf dem Wege dorthin in der Stadt Marouva auf der Grenze zwischen Ungarn und Bulgarien. Am 17. September kehrte er nach Hersfeld zurück, freilich mit schlechtem Gewissen, hatte er doch die ganze Reise ohne Erlaubnis seines Abtes unternommen. Dennoch erhielt er die Verzeihung Meginhers, und als dieser gleich darauf starb, glaubte er die Gnade Gottes zu erkennen, der diesen noch so lange am Leben erhalten hatte; hatte ihn doch schon unterwegs immer der Gedanke gequält, er könne Meginher nicht mehr am Leben treffen und seine Schuld nicht mehr sühnen. Die letzte Nachricht stammt aus dem Jahre 1071, in welchem er in die Klöster Saalfeld und Siegburg geschickt wurde, um die dort eingeführte neue Klosterzucht kennen zu lernen und zu beurteilen. Er entschied sich dahin, daß die althergebrachten Gewohnheiten besser mit den Regeln des heiligen Benedikt übereinstimmten, als die neu eingeführten.

Doch nicht nur über den äußeren Verlauf seines Lebens werden wir unterrichtet, wir erhalten zugleich auch manchen interessanten Einblick in das Innere dieses Geschichtschreibers. Überall erscheint er als ein energischer Mann. Das beweist nicht nur sein selbständiges Handeln, als er nach

empfangener Priesterweihe ohne Erlaubnis die Wallfahrt unternahm, sondern auch seine Stellungnahme zu den politischen Vorgängen seiner Zeit. Daneben aber tritt an vielen Stellen seine religiöse Stimmung, ja auch sein mönchisches Empfinden zu tage. Des weltlichen Lebens überdrüssig war er in das Kloster getreten, und als er in seinem frommen Übereifer, die eben auf sich genommenen Gesetze übertretend, nach Jerusalem gepilgert war, fand er nicht eher in seinem Herzen Ruhe, bis er die Verzeihung seines Abtes erhalten hatte. Sein religiöses Interesse mochte ihn auch zu einer Sendung, wie der im Jahre 1071 empfohlen haben. Charakteristisch ist dabei, daß er für die alte Mönchsregel, die für individuelle Regungen noch Raum ließ, eintrat und die neue kluniazensische Bewegung, die jeder freieren Betätigung der eigenen Individualität den Boden entzog, nicht billigte. Sollten wir ihm da nicht auch selbst individuelles Seelenleben zugestehen?

Lamberts Werk ist von seinem Parteistandpunkte beeinflußt, und vieles muß man von diesem aus verstehen, wie wir uns überhaupt in ihm keinen allzu großen Geist vorstellen dürfen. Sein ganzer Gesichtskreis ist ziemlich beschränkt, allen gerecht zu werden, dazu war er keine Natur. Er war ein Plauderer, der gern etwas hörte und weiter erzählte.

Einen noch viel engeren Gesichtskreis, vor allem aber einen ganz anderen Charakter muß der Verfasser des Bellum Saxonicum, Bruno, gehabt haben. Bruno hatte sich anfangs am Hofe Werners von Magdeburg aufgehalten, war aber nach dessen Tode (1078) zu Werner von Merseburg übergegangen, dem er 1082 sein Werk widmete. Dieses ist nun eine Parteischrift durch und durch; wie Bernold von St. Blasien ist auch Bruno heftigster Feind Heinrichs IV. Er war Geistlicher, aber seine Art zu schreiben trägt nichts Geistliches an sich. Er sucht den König auf jede Art zu verunglimpfen, ja selbst auf bewußte Lüge kommt es ihm dabei nicht an. Skandalgeschichten und schmutzige Erzählungen müssen ihm oft dazu herhalten, sein Ansehen

in den Staub zu ziehen. So verläumdete er ihn vor allem in sittlicher Beziehung aufs ärgste[1]), ja er weiß seinen Schandgeschichten sogar noch eine schärfere Pointe zu geben, indem er z. B. in der vom ihm erzählten Gewalttat Heinrichs an seiner Schwester Adelheid hinzufügt, sie sei seine einzige Schwester gewesen, obwohl er selbst später noch eine zweite Schwester kennt.[2]) Auch begnügt er sich mit allgemeinen, haltlosen Behauptungen, ohne durch Anführung von Beispielen den Beweis der Wahrheit erbringen zu können.[3]) Ob er dabei immer bewußt die Unwahrheit berichtet, oder nur im guten Glauben nacherzählt, was im Volke von Mund zu Mund lief, läßt sich im Einzelfalle nicht mehr nachprüfen, aber der Geschichtschreiber, der mit Vorliebe und fast mit Behagen solche schandbaren Sachen vom Gegner erzählt, muß von vornherein Mißtrauen erwecken.

Mindestens ebenso groß aber wie sein Haß gegen Heinrich war seine Liebe zu seinem Volke, zu den Sachsen. Immer wieder tritt dies in seinem Werke hervor, und auch dieser Umstand gibt ihm eine individuelle Färbung. Wohl ist auch Bruno ganz von dem Geiste Gregors VII. erfüllt, aber der Papst ist ihm doch schließlich nichts weiter als ein Bundesgenosse der Sachsen, dem zu Liebe nach seiner Behauptung wohl gar die Sachsen allein zum Schwert gegriffen hätten. Gott sorgt nach seiner Meinung immer für die Sachsen, vor wie in dem Kriege. Heinrich ist zwar bei jedem Zusammenstoße in der Übermacht, aber die Sachsen siegen doch immer und haben noch dazu fast nie nennenswerte Verluste. Wer der Sachsen Feind ist, ist auch Brunos Feind. In der einseitigen Bevorzugung seines Stammes und der damit verbundenen Enge der Gesichtsweite gleicht er beinahe Widukind, von dem er sich sonst freilich weit unterscheidet.

So sind es zwei Seiten, die uns an seinem Wesen deutlich ins Auge springen: sein Haß gegen Heinrich und seine

[1]) Cap. 5, 6, 7, 8, 9, 10.
[2]) Cap. 9 und 83.
[3]) So besonders Cap. 8.

Liebe zu den Sachsen. Beides aber hat ihn blind gemacht für ein richtiges Auffassen der Verhältnisse, wobei hingestellt sein mag, ob er überhaupt nach Anlagen und Fähigkeiten der Mann war, der sich zu einer höheren Auffassung und objektiven Beurteilung der Dinge hätte aufschwingen können, eine Frage, die sich nach dem vorhandenen Material nicht wird entscheiden lassen.

Aber Heinrich IV. hat nicht nur Feinde besessen, er konnte sich auch des Glückes rühmen, gar treue und überzeugte Anhänger zu besitzen. Einen solchen lernen wir in dem unbekannten[1]) Verfasser der Vita Heinrici IV., die sofort nach des Kaisers Tode geschrieben worden ist, kennen. Sie bildet ein direktes Gegenstück zu dem eben besprochenen bellum Saxonicum. Hatte jenem der Haß des Schriftstellers seinen Stempel aufgedrückt, so spiegelt dieses in geradezu einzig dastehender Weise die Liebe wider, mit der dieser Geschichtschreiber an Heinrich hing. Das ganze Werk atmet Ursprünglichkeit und Leben, es ist der frische Ausdruck der herzlichsten Klage um den Dahingeschiedenen, den der Verfasser selbst „seinen Freund", „seine Freude, seine Hoffnung und einzigen Trost" nennt.[2]) Ihn will er rechtfertigen, erklären, warum dieser doch so gute Mann ein so widriges Geschick fand, dem er schließlich erlag. Daß er dabei nicht sachlich und objektiv verfuhr, ist verständlich bei dem leidenschaftlichen Anteil, den er am Schicksal des Toten genommen hatte, aber gerade der Umstand, daß er alles von seinem subjektiven Standpunkt aus beurteilt, gibt dem Werke seine individuelle Färbung und ermöglicht uns, in des unbekannten Verfassers Herz zu sehen. So konnte nur einer schreiben, der sein ganzes Herz an den Kaiser gehängt hatte und nun über seinen Tod untröstlich war. Ja seine Trauer versetzt ihn

---

[1]) Vgl. über die Frage nach dem Verfasser Gerold Meyer von Knonau, Jahrb. d. Deutschen Reichs unter Heinrich IV. und V. Bd. 5 1904, Exkurs 3: Über die Autorschaft der Vita Heinrici IV. Imperatoris.

[2]) Cap. 1.

gelegentlich, wenn er im Andenken an den Verstorbenen warm wird, in dichterische Begeisterung. Wie aus einem Guß, klar und lebendig steht das Ganze vor uns, ein Kunstwerk im wahrsten Sinne des Wortes. Selbst seine Sprache zeichnet sich durch ihre Schönheit und Reinheit vor den meisten Geschichtschreibern des Mittelalters aus. Vieles mag freilich rhetorisches Pathos sein, aber es braucht deswegen noch nicht unecht zu sein, zeigt es doch bloß, wie tief es den Gebildeten der Zeit durch ihren Bildungsgang eingewurzelt war, wenn es sie nicht einmal im Augenblick höchster Erregung im Stiche ließ. Seine rührende Klage ergreift noch heute jeden, der sie liest; seine Seele, die er hier in Worte gegossen hat, spricht zu uns, wir meinen ihn selbst zu hören. Sicher haben wir hier die ursprünglichste, persönlichste aller besprochenen Schriften vor uns. Nicht nur bewundern wir den Scharfblick und das sichere Urteil in politischen Dingen[1]), nicht nur erkennen wir seine schriftstellerische Begabung, die sich namentlich in der vortrefflichen Schilderung der Person Heinrichs IV. zeigt, rückhaltslos an, sondern was uns dieses Buch besonders wert macht, ist der Umstand, daß wir einen unmittelbaren Einblick in das Seelenleben eines mittelalterlichen Menschen gewinnen.

[1]) Vgl. das Urteil über den Gang nach Kanossa, Cap. 3.

II.

Wir stehen mit der letztgenannten Schrift an der Schwelle des 12. Jahrhunderts und halten hier mit der Untersuchung inne, haben wir doch m. E. genügend Material gesammelt, um die am Anfang aufgeworfene Frage beantworten zu können. Sind die mittelalterlichen Geschichtschreiber bis zu dieser Zeit so „seelisch gebunden", gleichen sie einander so völlig, daß es uns unmöglich wäre, ihre Individualität zu erkennen?

Freilich eine gewisse Gleichheit in der Art ihres literarischen Schaffens, im Denken und in ihrer Anschauungsweise werden wir nicht ableugnen können, und sie ist es, die dem Forscher zuerst in das Auge fällt und ihn zu dem obigen Urteil bestimmen kann. Jede Zeit aber hat ihre gleichmäßigen Schemata, und heute, wo man künstlich neue sucht, weist man erst alte ab. Diese Gleichartigkeit hat wie immer so auch in unserem Falle ihre besonderen Ursachen. Alle im Laufe der Untersuchung herangezogenen Geschichtschreiber waren mit alleiniger Ausnahme Nithards Männer der Kirche, deren Uniformität im Glauben und Denken natürlich auch in den Werken der einzelnen zum Ausdruck kommt. So wenig aber eine Individualität im Gegensatze zum Geist ihrer Zeit zu stehen braucht, so wenig ist das bei unseren mittelalterlichen Historikern der Fall. Auch sie stellen sich völlig auf den Boden der geistigen Strömungen ihrer Zeit, die aber bei der Beherrschung des mittelalterlichen Denkens durch die Kirche trotz mannigfacher Bewegungen im einzelnen doch ein ziemlich ein-

heitliches, gleichförmiges Aussehen tragen. Ein gewisses gleichmäßiges Denken ist eben zu allen Zeiten vorhanden, zu allen gab es jedoch auch Abweichungen davon, wie noch heute. Erst wo daher auf dem Boden dieser geistigen Gemeinschaft sich das Bestreben geltend macht, das Eigentümliche des persönlichen Wesens, das Individuelle zu wahren und zu behaupten, können wir von einer Individualität sprechen. Ist diese nun bei den mittelalterlichen Schriftstellern zu erkennen? Wenn uns dies nur schwer, oft sogar garnicht gelingt, so ist auch hier die Ursache dieselbe, die es uns so erschwert, von anderen Personen des Mittelalters ein klares Bild ihrer Persönlichkeit zu erhalten: Der Mangel an und in der Überlieferung. Nur er ist daran Schuld, daß uns die mittelalterlichen Menschen so schattenhaft erscheinen, sobald die Überlieferung einmal reicher und vollständiger wird, gewinnt auch das jeweilige Bild an Schärfe und Licht. Bedenken wir doch, einen wie geringen Umfang manche der behandelten Schriften haben; wo wäre es uns heute wohl möglich, aus solchen oft fast broschürenartigen Werken, die Individualität der Verfasser zu erkennen? Interessant ist, daß die Bücher eines Gregor von Tours, Liudprand und Thietmar, deren Bild am klarsten vor unseren Augen stand, auch schon rein äußerlich gemessen die umfangreichsten waren. Die Menschen sind eben immer dieselben gewesen, nur die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Vorstellungen, aus denen ihr Denken hervorging, und die Ideale, durch die es bestimmt war. Wie wir heute von verschiedenen Individualitäten sprechen, sie zu erkennen versuchen und dies mehr oder weniger auch vermögen, so gilt dasselbe nicht nur von den Menschen des Mittelalters überhaupt, sondern auch von den mittelalterlichen Historiographen insbesondere.

Bei unserem im ersten Teile gemachten Versuche, diesen Spuren individuellen Wesens und Denkens nachzugehen, hat sich uns aber eine solche Fülle von einzelnen Zügen dargeboten, daß es ratsam erscheint, sie am Schluß noch einmal geordnet zusammenzustellen. Wir beginnen da-

bei mit dem Außerlichsten, den Angaben über die eigene Person.

Das Bestreben, die eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, also gerade das, was den Humanisten besonders angerechnet wird, zeigt sich einmal schon in dem bei den meisten Schriftstellern konstatierten Bemühen, außer dem bloßen Namen doch auch wenn irgend möglich das eine oder andere Datum des eigenen Lebens im Werke selbst zu bringen; eine Erscheinung, die so menschlich wie nur möglich ist. Der Wunsch, sich selbst auf diese Weise bei der Nachwelt ein Andenken zu sichern, war nur natürlich, und doch stellte sich ihm die Kirche mit ihrem Gebot der christlichen Demut hindernd in den Weg. Wenn trotzdem viele ihrer Neigung folgten und sich selbst in ihren Werken erwähnten, so möchte ich schon hierin einen individuellen Zug erblicken, um so mehr, da wir sahen, welche Verschiedenheit dennoch wieder im Verfahren der einzelnen herrschte. Nur schüchtern und mit wenigen Worten wagen Paulus Diakonus, Wipo und Hermann von Reichenau solche Angaben, voller Stolz und Genugtuung machen sie der Astronom, Gerhard, Thangmar und auch der Verfasser der Vita Heinrici IV. Regino und Lambert berichten beide das Ereignis, das tief in ihr äußeres wie inneres Leben einschnitt, bei beiden zittert noch nach die gewaltige Erregung, in die sie jene Erlebnisse versetzten. Bereits bei Nithard nehmen die von ihm gegebenen Angaben über sein äußeres Leben einen anderen Charakter an, sind die betreffenden Ereignisse doch aufs engste mit der von ihm erzählten Geschichte verknüpft, in der er selbst handelnd auftritt. Noch mehr ist das aber bei Liudprand der Fall, dessen Werke zum großen Teil die Geschichte seines eigenen Lebens sind. Anders ist es bei Gregor von Tours und vor allem bei Thietmar. Nicht immer hat das, was sie von sich erzählen, mit dem von ihnen berichteten politischen Geschehen einen inneren Zusammenhang, beide bringen unbekümmert mitten zwischen Reichsereignissen ihre eigenen Erlebnisse. Ja, diese Angaben nehmen bei Thietmar in den

letzten Büchern gar einen derartigen subjektiven Umfang an, daß man ihnen einen tagebuchartigen Charakter nicht absprechen kann.

Ebenfalls mehr äußerlicher Natur ist ein zweites Charakteristikum, das es uns mit ermöglicht, die Individualität der einzelnen zu erkennen: ihr individueller Stil. Lamprecht bestreitet zwar, daß in dieser Zeit irgend jemand einen individuellen Stil gehabt habe, und meint, „auch in der lateinischen Literatur der Zeit sei der Begriff des Stiles fast noch unbekannt“ gewesen. Dennoch, glaube ich, lassen sich auch hier Unterschiede machen. Bereits Paulus Diakonus überrascht durch die Anmut und „schmucklose Einfachheit“ seiner Sprache, die sein Werk schon bloß formell weit über den Rahmen der Erzeugnisse des 6. und 7. Jahrhunderts hinaushebt. Daß Einhard ein geradezu elegantes Latein schreibt und sich damit am ehesten wieder der klassischen Reinheit der Sprache nähert, ist wohl allgemein zugestanden. Im größten Gegensatz dazu steht Nithards Stil und Sprache, beides nimmt sich neben dem glänzenden Gewande der Vita Caroli gar eigenartig aus. Aber beides paßt völlig zu Nithards Wesen, sie sind nichts anderes als ein getreues Abbild seiner Individualität. Auch Liudprand hat einen eigenartigen Stil, der selbst in seinem unpersönlichsten Werke, der Historia Ottonis, durchblickt. Wie er im Leben stets danach trachtete, aufzufallen und zu glänzen, so ist auch sein mit Versen und allerlei griechischen Brocken verzierter Stil allein darauf berechnet. Lambert von Hersfeld ist der beste Prosaist des Mittelalters, er schreibt mit einer Leichtigkeit und Gefälligkeit, die seinen individuellen Fähigkeiten das beste Zeugnis ausstellt. Einen individuellen Stil wird man schließlich dem unbekannten Verfasser der Vita Heinrici ebenfalls nicht absprechen können, wird doch seine klare, knappe Ausdrucksweise, die Reinheit und oft geradezu poetische Schönheit seines Werkes kaum im früheren Mittelalter übertroffen.

Wir sehen, die Angaben der Geschichtschreiber über ihre eigene Person und ihr mehr oder weniger individueller

Stil lassen gar oft einen Schluß auf ihre Individualität zu. Doch daneben fanden wir Züge, die uns tiefer blicken ließen, die uns einen Einblick sogar in das Seelenleben einzelner Geschichtschreiber ermöglichten. Vor allem ist es hier die religiöse Seite desselben, die bei manchen deutlich erkennbar ist. Alle mit einer einzigen Ausnahme waren Kleriker, die Grundstimmung ihres Glaubens wie ihrer Frömmigkeit war also dieselbe. Aber auf diesem allen gemeinsamen Fundament war nun die Möglichkeit für individuelle Ausprägungen des religiösen Denkens und Gefühls gegeben. Mannigfaltig ist auch hier wieder das Bild. Gregor von Tours will sich zwar auch nach mittelalterlicher Weise durch sein Werk die Gunst der Heiligen erwerben, aber nirgends tritt doch ein besonderes Schuldbewußtsein zu Tage. Eine gewisse Selbstzufriedenheit, das freudige Gefühl, nicht nur die Kirche, sondern auch die eigene Person mit durchgesetzt zu haben, eignet ihm. Im größten Gegensatz zu ihm steht Liudprand. Er ist ein frivoler Spötter, der die eigenen Fehler und Vergehungen wohl kennt, aber lachend über sie hinweggeht. Ihm macht es nichts aus, andere Menschen zu beschimpfen und ihre Ehre in den Staub zu ziehen, Ehrgeiz und Rachsucht haben alle guten Saiten seines Gewissens zum Schweigen gebracht. Wieder anders geartet ist Thietmar von Merseburg, von allen drei wohl der liebenswürdigste, wenn auch schwächlichste Charakter. Wie Gregor will er sich mit seinem Werke reichen Lohn im Himmel erwerben, aber im Gegensatz zu diesem läßt er uns auch klar erkennen, wie sehr ihn sein Gewissen bedrückte. Bei ihm ist nichts von der satten Selbstzufriedenheit Gregors, noch von dem übersprudelnden und dabei so gewissenlosen Wesen Liudprands zu spüren, er ist vielmehr eine „heilsbange, demütige“ Seele, die nur durch die Fürbitte anderer die göttliche Gnade zu erlangen hofft. Bei diesen drei können wir am besten ihre religiöse Stimmung erkennen, doch auch bei einigen anderen Geschichtschreibern wirft ihr Werk ein bezeichnendes Schlaglicht nach dieser Richtung. Thegan z. B. erscheint als ein hoch-

mütiger, wenig christlicher Herr, dessen aristokratischer Unmut sich allerdings mehr in Worten als in Taten Luft macht.

Von dem patriotischen Interesse ihrer Verfasser geben uns die Werke eines Paulus Diakonus, Widukind, Thietmar und Bruno Kunde. Auch hier haben wir bei allen dasselbe Bestreben, ihr Vaterland, ihren Stamm zu verherrlichen, und doch wie individuell verschieden verfahren sie dabei. Paulus Diakonus, eine stille Gelehrtennatur, die mit Fleiß alte Sagen und alte Heldenlieder aus der Vergangenheit des Volkes sammelt und sich darüber nicht nur selbst begeistert, sondern auch andere zur Begeisterung mitreißt. Widukind liebt seinen Sachsenstamm nicht minder aufrichtig, aber er kommt jenem nicht an Bildung gleich. Darum glaubt er in manchmal recht plumper und ungeschickter Weise sein Volk in ein um so glänzenderes Licht zu stellen, wenn er alle Nachbarvölker herabsetzt. Interessant ist dabei ein Vergleich zwischen dem weiten Blick des Paulus Diakonus und dem sehr eng begrenzten Horizont Widukinds. Auch Thietmar schreibt zur Verherrlichung seines Sachsenvolkes und seiner sächsischen Kaiser, aber ihn macht sein patriotisches Interesse nicht blind für die Schattenseiten im Wesen des Volkes und seiner Großen. Bruno endlich erscheint als der Einseitigste und damit am wenigsten individuell Veranlagte unter ihnen. Ihm ist es bei seiner Parteilichkeit und seinem Haß nicht möglich, auch dem Gegner gegenüber volle Gerechtigkeit walten zu lassen.

Eng damit zusammen hängt es auch, wenn wir aus einzelnen Schriften die Individualität ihrer Verfasser nur deshalb besser zu erkennen vermögen, weil sie Parteischriften sind. So aufgeregte Zeiten wie die der Bruderkriege nach Ludwigs d. Fr. Tode und die des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum, namentlich unter Heinrich IV., prägen auch den in dieser Periode entstandenen Werken ihren Charakter auf. Aber dennoch gleichen sie sich nicht alle, sondern auf diesem gleichartigen Boden

war für die Individualität der einzelnen der weiteste Spielraum gelassen. Wie verschieden sind Berthold, Bernold und Bruno, ja wieviel tiefgreifender müßte dieser Unterschied noch erscheinen, könnten wir ihr Einzelbild aus ihren Werken deutlich genug erkennen. Bei Berthold ist es uns zwar möglich, den Wechsel in seiner Gesinnung zu verfolgen, doch vermag ihn weder seine kaiserliche, noch später seine päpstliche Gesinnung von seiner im Ganzen objektiven Beurteilung abzubringen. Anders geartet ist sein unbekannter Nachfolger, der stets voller Argwohn die Taten des Kaisers verfolgt, in allem, was der Kaiser tut, etwas Schlechtes sehen möchte. Bernold bleibt nicht bloß bei Worten stehen, nicht nur in der Gesinnung, auch mit der Tat ist er des Kaisers Gegner, treibt ihn doch sein Haß gegen Heinrich sogar aufs Schlachtfeld. Bruno ist auch hier wieder der Einseitigste. Er greift zu dem Mittel, das alle anderen verschmähten, indem er des Kaisers Person vor allem in sittlicher Beziehung zu verdächtigen sucht. Er gleicht in dieser Beziehung Liudprand, der sich ja in ähnlicher Weise an Berengar und Willa rächt, also mit gleichen Mitteln kämpft, doch fehlt Bruno die geniale Leichtigkeit und der Witz, der dem Italiener bei allen seinen Angriffen eigen ist. Auch Nithards Schrift ist ein ausgesprochenes Parteiwerk. Dennoch erscheint Nithard in einem ganz anderen Lichte als die eben erwähnten. Allenfalls hätte er etwas Ähnlichkeit mit Berthold, aber auch von diesem trennt ihn wieder seine vornehme Gesinnungsart, die ihn niemals zu unerlaubten Kampfesmitteln greifen läßt. So unendlich verschieden geartet sind diese einzelnen Männer trotz der gleichen Bedingungen, unter denen sie schrieben, auch in dieser Hinsicht.

Oft erkennen wir die Individualität einzelner Geschichtschreiber dadurch etwas genauer, daß wir einen Einblick in die Art ihres literarischen Schaffens erhalten. So tritt Liudprands von den häßlichsten Motiven getragene Gesinnung um so deutlicher zu Tage, wenn er uns ganz ungeniert von den Gründen erzählt, die ihn zur Abfassung

seines Werkes bewogen, und von den Absichten, die er damit verfolgt. Nithard läßt uns hineinsehen in die Tiefen seines vornehmen und edlen Charakters, erzählt er doch wie großer Unmut ihn darüber erfüllte, daß er noch weiter all den Hader und Kampf im Königshause und Volke beschreiben mußte. Bei Hrotsuith können wir gar die Entwicklung ihres schriftstellerischen Selbstgefühls verfolgen. Wie schüchtern und zaghaft tut sie die ersten Schritte, wie selbstbewußt und stolz ist sie im carmen Oddonis! Wolfhers beide Viten zeigen uns, wie verschieden ein und derselbe Mensch in jüngeren Jahren und als Greis schreibt. Der Verfasser der Vita Heinrici IV. endlich läßt uns einen Blick in sein trauerndes, klagendes Herz tun, er wird an Unmittelbarkeit des Gefühls von keinem übertroffen.

Man hat den Geschichtschreibern des Mittelalters gar oft auch den Vorwurf gemacht, sie seien blind durchs Leben gegangen, nur Wunder und Wundergeschichten hätten für sie Interesse gehabt, nach einem Grunde zu fragen sei ihnen niemals eingefallen. So seien sie unzugänglich gewesen für die natürlichen Vorgänge im Leben, auch für die Schönheiten der Natur habe ihnen das Auge gefehlt. Freilich, der gemeinsame Zug, der ihnen wie dem Denken aller Menschen ihrer Zeit zu Grunde lag, ist damit richtig skizziert, aber wieder zeigt es sich, daß auf diesem Untergrunde für die Betätigung seiner Individualität dem einzelnen noch Raum gegeben war. Schon Paulus Diakonus erklärt, daß es zur Beurteilung der Menschen der Wunder nicht bedürfe. Er hat auch bereits einen sicheren Blick für ihm fernliegende Verhältnisse, für die reizvolle Schönheit der Natur vollends bekundet er ein offenes Auge. Wie treffend ist die Schilderung des Stammsitzes seiner Vorfahren! Liudprand beobachtet, wo er auch hinkommt, alles mit kritischem Blick, und gerade von den ihm fremdartigsten Dingen, von den Wundern der fernen Großstadt, weiß er beredt und klar zu erzählen. Bei Thietmar aber entspricht es nur seinem innigen schlichten Gemüt, wenn er sich für die Vorgänge draußen in der Natur lebhaft

interessiert. Er kann daher nicht nur Landschaften aufs treffendste zeichnen, auch an der Tier- und Vogelwelt geht er nicht blind vorüber. Manche fast etwas sentimentalen Geschichten bekunden seine Freude daran. Adam von Bremen gibt mit sicherem Blick und gutem Verständnis geographische Charakterbilder.

Auch die mittelalterlichen Menschen gingen eben mit offenen, sehenden Augen durch das Leben, nicht allzu oft freilich bot sich in geschichtlichen Werken Gelegenheit, dieses ihr Interesse zu bekunden. Dafür gewinnen wir von einer anderen Seite ihrer Individualität ein besseres Bild, von dem Selbstbewußtsein, das sie erfüllte, vom Bewußtsein ihrer Stellung, ihrer Fähigkeiten und ihrer literarischen Produktion. Auf seine Stellung als Bischof ist Gregor von Tours äußerst stolz, mit wie großer Genugtuung erfüllt es ihn, als solcher mit Königen verkehren zu können. Dennoch versteigt er sich nie zu dem anmaßenden Wesen eines Thegan, der im Dünkel seiner aristokratischen Abstammung auf niedrig Geborene voll Verachtung herabsieht. In liebenswürdigstem Lichte erscheint dagegen Thietmar, der auch gern von sich und seinen Bemühungen als Bischof erzählt, aber immer ein bescheidenes, fast demütiges Wesen bewahrt. Auch Liudprand bekleidete am Ende seines Lebens die bischöfliche Würde, aber nirgends gelingt es uns, irgend welches geistliche oder kirchliche Interesse bei ihm zu entdecken. Dafür ist er um so mehr von sich selbst eingenommen, von seiner Schönheit nicht weniger als von seinen Fähigkeiten. Überall prahlt und blendet er, in seinem Selbstbewußtsein gleicht er fast den Menschen der Renaissance. Doch auch andere Geschichtschreiber sind stolz auf ihr Können und Wissen. Der Astronom berichtet breit und ausführlich von seinen Künsten, Thangmar ist gern bereit, von seiner Tätigkeit in der Schule zu erzählen, Bernold weiß unter dem Deckmantel der Bescheidenheit ganz kurz auf seine theologische Streitschrift aufmerksam zu machen. In nicht geringerem Maße erfüllte auch andere ihre literarische Produktion mit Genug-

tuung. Regino und Wipo können sich nichts Schlimmeres vorstellen, als die Vernichtung ihres Werkes. Wie stolz ist endlich Hrotsuith auf dem Höhepunkt ihres Schaffens!

So spüren wir in den Werken der mittelalterlichen Geschichtschreiber bis in das elfte Jahrhundert gar mannigfache Regungen ihrer Individualität. Freilich reichen beim einzelnen diese Züge nur selten aus, um uns ein einigermaßen vollständiges Bild von ihnen zu verschaffen, aber das liegt allein in dem Mangel an Überlieferung begründet. Hätten wir mehr Schriften von ihnen oder wären die uns erhaltenen von größerem Umfange, wir könnten ihr Bild auch besser zeichnen. Jedenfalls liefern die noch bemerkbaren Spuren nur den Beweis, daß auch die Menschen des Mittelalters, und nicht am wenigsten die Historiographen dieser Zeit, ein reges individuelles Seelenleben geführt haben.

Noch bleibt die Frage zu beantworten, ob wir nicht wenigstens eine stufenmäßige Entwicklung etwa im Lamprechtschen Sinne beobachten können. Auch diese Frage muß verneint werden. Wohl kann man in der Entwicklung der einzelnen Schriftgattungen, namentlich der Biographie, eine aufsteigende Linie feststellen, aber die Geschichtschreiber selbst ändern sich nicht. Natürlich sind sie individuell verschieden voneinander, aber es läßt sich keine fortlaufende Reihe von einer untersten Stufe gebundenen Seelenlebens zu einer höheren freieren Seelenlebens konstruieren. Männer wie Gregor von Tours und Thietmar sind ungefähr vierhundert Jahre zeitlich voneinander getrennt, und doch zeigen beide die gleiche Intensität seelischen Lebens. Dessen Inhalt ist zwar verschieden und muß es sein, da sie in ganz anderen Zeiten und unter anderen Bedingungen lebten, aber individuell empfinden und denken beide. Wie bei diesen zwei ist es aber auch bei den anderen behandelten Schriftstellern, so daß auch diese letzte Frage verneint werden muß.

Lebenslauf.

Ich, Franz Robert Münnich, evangelisch, wurde am 10. November 1880 zu Berlin als ältester Sohn des Königl. Eisenbahnbetriebssekretärs Robert Münnich und seiner Ehefrau Katharina, geb. Grothe, geboren. Ostern 1887 trat ich in dritte Vorschulklasse des Herzoglichen Friedrichsgymnasiums in Dessau ein, das ich Ostern 1900 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Sodann studierte ich in Greifswald, Leipzig, Tübingen und Halle Theologie und Philologie und legte am 5. November 1904 die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen ab. Bis Ostern 1905 gehörte ich dem Seminar am Königl. Gymnasium zu Quedlinburg an, von wo ich an das Herzogl. Friedrichsgymnasium in Dessau zur Aushilfe berufen wurde. Am 1. Oktober 1906 wurde ich zum Oberlehrer an dieser Anstalt ernannt.

Während meiner Studienzeit belegte ich Vorlesungen bezw. Seminare bei den Herren Professoren und Dozenten in Greifswald: Kögler, Oettli, Schultze, Zöckler;
in Leipzig: Hauck, Heinrici, Kittel, Rietschel, Schmarsow, Schnedermann, Wundt;
in Tübingen: Häring, Hegler, Holl, Schlatter, von Sigwart, Spitta, Volz;
Halle: Abert, Conrad, Consbruch, Droysen, Ewald, Ficker, Fries, Haupt, Hering, Hertzberg, Hollmann, Lindner, Loofs, Lütgert, Kähler, Kautzsch, Meyer, Prätorius, Reischle, Riehl, Robert, Scheibe, Schultze, Sommerlad, Steuernagel, Vaihinger, Wissowa.

Allen meinen Herren Lehrern, besonders aber Herrn Geheimrat Lindner spreche ich an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank aus für die vielerlei Anregung, welche sie mir haben zukommen lassen.